Die Deborah.

Jüdisch-Amerikanische Familienzeitung.

Vorwärts! meine Seele. תדרכי נפשי עז Vorwärts, mit Macht.

32. Jahrgang. **Cincinnati, O., den 13. Juli 1888.** Nummer 2.

Rabbi Joselmann von Rosheim.

Eine historische Erzählung aus der Zeit der Reformation, von Dr. Lehmann.

(Fortsetzung.)

XXXII.

Rabbi Joselmann begab sich zunächst nach dem Gasthofe, in welchem er abgestiegen war, und wo er seine beiden Söhne zurückgelassen hatte. Mit ihnen gemeinsam suchte er die alte ehrwürdige Stätte auf, welche einst seinen Glaubensbrüdern als Haus der Andacht gedient hatte, und die nunmehr seit 150 Jahren verödet war. Er ließ sich das zerfallene Gotteshaus aufschließen, trat an die heilige Lade, nahm die Thora-Rollen heraus, küßte sie, und rollte sie mit Hilfe seiner beiden Söhne auf, um etwaige abgesprungene Buchstaben zu verbessern und wiederherzustellen Gewaltsam mußten die drei Männer während dieser Beschäftigung ihre Thränen zurückhalten. Der Abend brach heran, als sie dies mühsame Geschäft vollendet hatten. Dann stellten sie die Rollen wieder in den heiligen Schrein, und weinten laut. Nachdem sie in den Gasthof zurückgekehrt waren und auf ihrem Zimmer die mitgebrachten Vorräthe verzehrt hatten, erzählte Rabbi Joselmann seinen Söhnen:

In Straßburg haben Juden gewohnt seit uralten Zeiten, vielleicht seit dem Tage, da diese Stadt ist gegründet worden.

Im Jahre der Welt 5109 fand hier die erste Judenverfolgung statt, damals richtete die Pest furchtbare Verheerungen an; ganze Dörfer starben aus, sogar auf den Meeren begegnete man Schiffen, deren Mannschaften von der Seuche hingerafft und welche den Winden und Wogen preisgegeben waren. Ueberall herrschte Trauer und Verzweiflung. Obgleich die Seuche noch nicht in Straßburg ausgebrochen war, versetzte schon die Furcht davor die Bevölkerung in die größte Aufregung und Bestürzung. — Ungeachtet aller Vorkehrungen wurde Straßburg dennoch von der Pest heimgesucht, und fast 1000 Einwohner wurden hinweggerafft. — Es erhob sich die ebenso boshafte als dumme Beschuldigung gegen die Juden, daß sie die Brunnen vergiftet, und dadurch diese ungeheure Sterblichkeit verursacht hätten. Der Magistrat ließ die Brunnen mit Schlössern verschließen, und um dem Volke jeden Vorwand zur Judenhetze zu nehmen, befahl er, daß man das Wasser aus dem Flusse schöpfen sollte. Als man aber erfuhr, daß in vielen Städten der Schweiz und Deutschlands die Juden als Opfer der Volkswuth gefallen waren, da loderte Haß und Habsucht, welche unter der Asche glimmten, in heller Flamme auf. Die Straßburger Delegirten im Concilium zu Berfeld, mit denjenigen des Bischofs, des Adels von Elsaß und der Städte Basel, Freiburg und der Provinz vereinigt, bemühten sich vergebens, die Unschuld der Juden nachzuweisen; vergebens beriefen sie sich auf die Schutzbriefe, welche dieselben von der Stadt um schweres Geld gekauft hatten; die Gährung stieg mehr und mehr, und am Montag, 9. Schebat, entfesselte sich der Aufruhr in Straßburg. — Es standen damals an der Spitze der Regierung der Stadt die beiden Stadtmeister Sturm und Kunz von Winterthun, und der Anmeister Peter Swerber. Besonders der Letztere, ein edelmüthiger Mann, welcher die ungerechten Beschuldigungen gegen die Juden immer energisch zurückgewiesen, hatte eben dadurch den Haß des Volkes gegen sie hervorgerufen. Als eine Deputation der Handwerker die Verhaftung und Einsperrung der Juden von ihm forderte, leistete er ihnen Widerstand mit dem Muthe eines Mannes, welcher das Bewußtsein hat, die Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit zu vertheidigen. — Auf die groben und frechen Antworten der Mitglieder der Deputirten, ließ er dieselben einsperren; aber einer davon, der zu entrinnen vermochte, hinterbrachte das Vorgefallene eiligst der Zunft der Gerber und Metzger, welche den Juden Geld schuldeten und durch die Vertilgung derselben sich von ihren Schulden und Gläubigern zu befreien suchten. Auf ihr Anstiften bewaffneten sich die Zünfte und sogar der Adel und sammelten sich mit ihren Bannern rings um das Münster. Vergebens boten die beiden Stadtmeister Sturm und Kunz von Winterthun alle Anstrengungen auf, um die Volkswuth zu beschwichtigen; taub gegen die Stimme der Obrigkeit, schlug die rachsüchtige Menge ihr Hauptquartier im „Gürterhof“ am Münsterplatz auf, wo sie die Nacht unter Waffen zubrachte, indem sie mit großem Geschrei die Absetzung der Vorsteher der freien Reichsstadt forderten, weil sie sich durch das Geld der Juden bestechen lassen. Tags darauf, Dienstag 10. Schebat, brach die Bürgerschaft, bewaffnet und Herrin der Stadt, in die Wohnung der drei Vorsteher ein, setzte dieselben ab, und bemächtigte sich des Siegels und des Banners von Straßburg. Hierauf zogen die Meuterer in die Pfalz und wählten Nikolaus von Bulach und Gosso Engelbrecht, als Vertreter des Adels, zu Stadtmeistern, dann zwei Vertreter der Bürgerschaft und den Metzger Betschuld als Anmeister. — Mittwoch fand die Eidesleistung der Gewählten statt. Donnerstag leistete die Bevölkerung ihrerseits den Eid. Freitag beschäftigte sich der neue Senat mit der gegen den ehemaligen Anmeister Peter Swerber erhobenen Anklage. Schwer büßte dieser Biedermann den Muth, womit er die Menschenrechte vertheidigt hatte; sein Vermögen wurde confiscirt, ein Theil seinen Kindern überlassen und 3400 Gulden dem Neugewählten überwiesen; er wurde außerdem zum Verluste der Bürgerrechte verurtheilt, und aus der Stadt verbannt. Swerber zog sich nach Berfeld zurück, wo er sein Leben beschloß. Samstag, 14. Schebat, am letzten Tage dieser aufgeregten Woche (unmüßige Wuche), vermochte endlich das Volk seine blinde Wuth zu sättigen. Die unglücklichen Juden, während dieser ganzen Zeit in ihren Quartieren eingeschlossen, von wildem Geschrei der Meuterer umtobt, schwebten in der schrecklichsten Angst, als plötzlich das vom Wein berauschte Volk beim schauerlichen Schall der Sturmglocke rasend über seine zitternden Opfer herfiel, sie dem häuslichen Herde entriß, ihre Kinder fortschleppte, um sie der Taufe zu unterwerfen, mordete, niedermetzelte, raubte, plünderte, Schuldscheine zerfetzte — und als endlich der blutdürstige Haufe des Gemetzels müde war, wurden die noch übrigen Juden nach dem jüdischen Friedhofe geschleppt, wo ein ungeheuerer Scheiterhaufen errichtet war, lebendig in die lodernden Flammen geworfen, oder auch warfen die Mütter selbst ihre Kinder hinein, um mit ihnen im Glauben der Väter zu sterben. 2000 edle, gottergebene Menschen starben für die Heiligung des göttlichen Namens. Die Uebrigen entkamen. — Die Behörden der Stadt beschlossen nun, daß keine Juden mehr in dieselbe aufgenommen werden sollten. O, hätten sie Wort gehalten! Es wäre den Nachkommen Jakobs viel Leid und Trauer erspart geblieben. Allein, schon wenige Jahre nachher befand sich in Straßburg wieder eine große und blühende Gemeinde, an deren Spitze der gelehrte Rabbi Samuel aus Schlettstadt als Rabbiner stand. Zu jener Zeit stand das Raubritterthum in voller Blüthe, und waren es namentlich die Freiherren von Andlaw, welche die Landstraßen beunruhigten, die reisenden Kaufleute anfielen und sie ihrer Waaren, oft auch ihres Lebens beraubten. Da traf es sich, daß jedesmal, wenn jüdische Kaufleute mit ihren Waaren die Stadt verließen, sie von den Reisigen der Herren von Andlaw überfallen und beraubt wurden. Es konnte nicht anders sein, es mußte inmitten der jüdischen Gemeinde Verräther geben, welche die Herren von Andlaw zuvor benachrichtigten. Die Sache wurde untersucht, und es stellte sich heraus, daß zwei junge Leute im Solde der Herren von Andlaw standen. Diesen wurde es leicht zu erfahren, wann Jemand aus der Gemeinde mit Geld oder Waaren aus der Stadt ziehen wollte. Da half denn kein noch so zahlreiches Geleit bewaffneter Söldner! Die Raubritter waren stets in größerer Anzahl da, denn sie waren vorher von den beiden verworfenen Juden genau unterrichtet. Als die Schuld der Beiden erkannt und erwiesen war, befand man sich in großer Verlegenheit. Die beiden Verräther mußten unschädlich gemacht werden. Wollte man sie der Behörde der Stadt anzeigen, so brachte man die Stadt in nicht geringe Verlegenheit. Mehr als einmal hatten die Herren von Andlaw die Stadt Straßburg mit Krieg überzogen. So beschloß man, die Verräther vor den Richterstuhl des Rabbiners und seiner Assessoren zu ziehen. Sie wurden zum Tode verurtheilt. Schon war das Todesurtheil an einem der Beiden vollzogen, als der Andere entkam und zu den Herren von Andlaw flüchtete. Auf dem Schlosse zu Andlaw trat er zum Christenthum über, und hörte nicht auf, seine Beschützer zu einem Rachezuge gegen die Juden von Straßburg zu reizen. Die Freiherren von Andlaw riefen alle ihre Vasallen zusammen, und zogen mit einem für damalige Zeit zahlreichen Heere vor die Thore von Straßburg, mit großem Geschrei Rache für ihren von den Juden in Straßburg gehängten Freund verlangend. Der Magistrat der Stadt rieth dem Rabbinen, dessen Auslieferung die Herren von Andlaw verlangten, zu entfliehen. In einer finsteren, stürmischen Nacht gelang es ihm, aus der belagerten Stadt zu entkommen, und auf der Feste „Hohenlandsberg“ in der Nähe von Winzenheim Schutz zu finden. — Jahre vergingen, ohne daß Rabbi Samuel zu seinem Amte und zu seiner Familie zurück[illegible] dürfe; in seiner Einsamkeit verfaßte er einen Auszug aus dem großen Werke des Rabbenu Mordechai ben Hillel. Unterdeß verlangte er von den Vorstehern der Gemeinde zu Straßburg vergeblich, daß sie ihm die Erlaubniß zur Rückkehr in die Stadt erwirken möchten. Sechs lange Jahre hatte Rabbi Samuel auf dem Hohenlandsberg zugebracht. Da verließ ihn die Geduld, und er begab sich auf die Reise, um einen Cherem gegen die Vorsteher der israelitischen Gemeinde zu Straßburg zu erwirken. Rabbi Samuel scheute den weiten Weg nicht, sich nach Babylon zu begeben, um von dem dortigen Rabbiner, Rabbenu David ben Hodia, dem größten und berühmtesten Gelehrten jener Zeit, das Gewünschte zu erlangen. Rabbenu David empfing den deutschen Gelehrten auf das Freundlichste und erfüllte sein Begehr. Mit einem furchtbaren Cherem versehen, kehrte Rabbi Samuel nach Deutschland zurück. In Regensburg las er die schrecklichen Bannflüche dem Rabbiner und den Gemeinde-Häuptern vor. Diese erzitterten beim Anhören der fürchterlichen Verwünschungen. Sie schickten eilig einen Boten nach Straßburg und baten die dortige israelitische Gemeinde, daß sie die Angelegenheit ihres Rabbiners regeln möchte, damit sie den entsetzlichen Bannfluch nicht auf sich laden. Sofort that man die nöthigen Schritte, die Herren von Andlaw zu versöhnen, was auch gelang, und der Rückkehr des Rabbi Samuel nach Straßburg stand nichts mehr im Wege. — Die Vorsteher und Aeltesten nebst Rabbi Abraham, dem einzigen Sohne des Rabbiners, der während der langen Abwesenheit seines Vaters die Jeschibah geleitet hatte, zogen dem Rückkehrenden bis an den Rhein entgegen. Als Rabbi Abraham am jenseitigen Ufer seinen Vater erblickte, sprang er, von Ungeduld getrieben, in den bereit stehenden Nachen. Der Nachen

schlug um, und Rabbi Abraham ertrank. Am jenseitigen Ufer stand der alte Vater und sah es, und riß sich die weißen Haare aus, rufend: Mein Sohn! Mein Sohn! Du hast sterben müssen durch meine Schuld, weil ich den schrecklichen Bannfluch ins Land gebracht habe! Warum bin ich nicht statt Deiner gestorben, warum haben die feindlichen Wellen Dich, den Unschuldigen, hinweggespült! Rabbi Samuel starb bald darauf von Kummer gebeugt. Wenige Jahre nachher, im Jahre der Welt 5148 wurden alle Juden in Straßburg getödtet, ihre Häuser zerstört, ihr Eigenthum geraubt, die heiligen Thora-Rollen zerfetzt und entweiht, bis auf die vier, die wir heute aufgerollt und deren fehlende Buchstaben ersetzt haben."

„Niemals, liebe Kinder," — so schloß Rabbi Joselmann seine Erzählung—„soll der Mensch die Strafe Gottes auf seine Gegner herniederziehen wollen. Ich halte mich fern davon, und obwohl ich schon gar Vieles erduldet und erfahren habe — niemals habe ich meinen Feinden geflucht. Thut ihr es auch also, liebe Kinder! Niemals soll der Fromme fluchen, sondern die Verzeihung Gottes selbst für seine Feinde erflehen!"

XXXIII.

Es war eine große und mühevolle, beschwerliche Reise, welche Rabbi Joselmann jetzt antrat. Zuerst galt es, den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, der damals zu Wittenberg residirte, aufzusuchen. Als Rabbi Joselmann zu Wittenberg ankam, erfuhr er, daß der Kurfürst zu einer Besprechung mit den andern protestantischen Fürsten sich nach Braunschweig begeben habe.

Am 25. September 1534 war Pabst Clemens gestorben, und Alexander Farnese hatte unter dem Namen Paul III. den päbstlichen Stuhl bestiegen. Da der Pabst wohl wußte, wie unabweislich das Verlangen nach einem allgemeinen Concil und nach Reform in der Kirche selbst bei allen guten Katholiken, namentlich am Kaiserlichen Hofe war, so erklärte er von vornherein seine Bereitwilligkeit, ein solches zu berufen. Mit Recht schlug der kluge Mann die Nachtheile höher an, welche aus der steten Verweigerung dieses Verlangens erwachsen würden, als die, welche jemals bei geschickter Leitung und Ueberwachung einer solchen Versammlung, für das Pabstthum hätte entstehen können. Bereits 1535 erschien ein Nuntius in Deutschland, um Mantua als Versammlungsort vorzuschlagen. Im Frühjahr 1536 wurde das Concilium für dieselbe Zeit des folgenden Jahres ausgeschrieben. So vorsichtig man in der Ankündigung desselben alle verletzenden Ausdrücke vermieden hatte, so konnten die Protestanten der ganzen Sachlage nach kein Zutrauen fassen. Zur Besprechung dieser Angelegenheit hatte sich der Kurfürst nach Braunschweig begeben, und Rabbi Joselmann reiste ihm dorthin nach. Aber er traf den Kurfürsten nicht mehr zu Braunschweig. Derselbe hatte in Verbindung mit andern Fürsten und Städten eine Bundesversammlung nach Schmalkalden berufen, welche daselbst im Februar 1537 abgehalten wurde. Rabbi Joselmann war gezwungen, dem Kurfürsten nach Schmalkalden nachzureisen. Seit Monaten war er nunmehr unterwegs; mitten im Winter mußte er auf unwegsamen Pfaden durch Eis und Schnee über Berg und Thal ziehen. Wenn man bedenkt wie ungemein schwierig das Reisen in jener Zeit war — keine Chausseen, keine Postverbindungen, aber Räuber und Weglagerer, und wilde, reißende Thiere in großer Menge, so wird man das Opfer ermessen können, welches der nunmehr fast sechszigjährige Mann dem Wohle seiner Glaubensgenossen brachte.

Auf der Bundesversammlung zu Schmalkalden beschlossen die protestantischen Fürsten und Stände, die Einladungsschreiben des Pabstes nicht anzunehmen und in einer Eingabe an den Kaiser nicht allein dieses Verfahren zu begründen, sondern um ein wahrhaft, freies Concilium, welches keinem Parteizwecke diene, auf deutschem Boden zu bitten. Da erschien in Schmalkalden der kaiserliche Vice-Kanzler, Dr. Mathias Held, und forderte die verbündeten Stände auf, unbedingt zur alten Kirche zurückzukehren. Held hatte aus eigener Machtvollkommenheit, aus Haß gegen die protestantischen Fürsten und die neue Lehre, seinen Instruktionen geradezu entgegen gehandelt. Das aber konnten die Protestanten nicht wissen. Sie geriethen daher in die größte Aufregung und hielten das bisherige Benehmen des Kaisers für schändliche Verstellung, alle früheren freundlichen Zusicherungen für Täuschung. Sie beschlossen, nach Frankfurt am Main zu gehen und dort mit noch andern herbeizurufenden Fürsten und Ständen einen ernstlichen Widerstand gegen die Kaiserliche Macht zu berathen. Namentlich galt es, den Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, der mit den Agnaten seines Hauses, dem Herzog Albrecht von Preußen, dem Markgrafen Georg von Ansbach, gerade eine Zusammenkunft in Frankfurt am Main hatte, für die protestantische Sache zu gewinnen. Kurfürst Joachim hatte sich bis dahin noch nicht offen für die neue Lehre erklärt.

Als Rabbi Joselmann in Schmalkalden eintraf, fand er auch hier den Kurfürsten von Sachsen nicht mehr, und mußte sich entschließen, demselben nach Frankfurt nachzureisen.

Endlich, endlich in Frankfurt am Main gelang es Rabbi Joselmann, die Empfehlungsbriefe, die er mitgebracht hatte, an ihre Adressen gelangen zu lassen; aber trotz aller Bemühungen wollte der Kurfürst von Sachsen von dem Juden nichts wissen und ihn nicht vor sich lassen. Besseren Erfolg hatte Rabbi Joselmann beim Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg. Dieser empfing den Juden sehr freundlich und hörte seine Wünsche gnädiglich an. Seiner Vermittelung war es zu verdanken, daß auch der Kurfürst von Sachsen darein willigte, die Vertheidigung der Juden gegen die Angriffe Luthers aus dem Munde Rabbi Joselmanns zu hören. Eine große Versammlung der anwesenden Fürsten und Stände und ihrer vornehmsten Begleiter und Berather wurde in den Kaisersaal des Römers berufen. Vor diese große und glänzende Versammlung trat Rabbi Joselmann unerschrocken.

„Meine allergnädigsten Herren," sagte Rabbi Joselmann, nachdem er sich nach allen Seiten hin verneigt hatte, „gestattet mir zunächst, daß ich Euch meinen unterthänigsten Dank ausspreche dafür, daß Ihr eingewilligt habt, mich anzuhören. Dr. Martinus ist ein großer, gelehrter, ein bedeutender Mann, voll Feuereifer für seinen Glauben. Aber dieser Feuereifer blendet seinen sonst klaren Blick und reißt ihn zur Ungerechtigkeit gegen uns arme Juden hin. Er meint, wir müßten wohl ein verworfenes Volk sein, weil es uns seit mehr als tausend Jahren so schlecht unb elend ergeht auf Erden. Wohl, wir und unsere Väter haben gesündigt, und deßhalb hat uns Gott viele Strafen und Kümmernisse zugesendet; aber verworfen hat uns Gott nicht, wie es heißt im 3. B. M. C. 26 V. 44 u. 45: „Und auch dieses, wenn sie sein werden im Lande ihrer Feinde, habe ich sie nicht verworfen, und nicht verabscheuet, sie zu vernichten, zu stören meinen Bund mit ihnen, denn ich bin und bleibe der Ewige, ihr Gott. Und ich werde ihnen gedenken den Bund mit den Früheren, die ich herausgeführt habe aus dem Lande Aegypten vor den Augen der Völker, ihnen zu sein zum Gott, ich bin der Ewige, ihr Gott."—Meine gnädigen Herren, Ihr habt es vernommen, Gott hat uns nicht verworfen, und wird uns niemals verwerfen. Er schickt uns Leiden und Verfolgungen, damit wir unsere Sünden büßen, aber er bleibt eingedenk des Bundes, den er mit unseren Vätern geschlossen. — Dr. Martinus fragt ferner, warum wir nicht zurückkehren nach Palästina, und er meint, wir hätten in Deutschland nichts zu suchen. Was den ersten Punkt anbelangt, so beten wir täglich zu Gott, daß er uns sammle von allen Enden der Erde, und uns sein heiliges Haus wieder baue in Jerusalem. Bis dahin aber können und dürfen wir nicht hinziehen, um Palästina uns zurückzuerobern. Seitdem unser heiliges Gotteshaus ist zerstört worden, und wir sind zerstreut worden über alle Länder der Erde, hat Israel aufgehört ein kriegführendes Volk zu sein, und Gott hat uns verboten, das heilige Land gewaltsam zu erobern, wie es im hohen Liede C. 2, V. 7 heißt: „Ich habe Euch beschworen, Ihr Töchter Jerusalems, daß wenn Ihr nicht werden wollt zum Fraß der wilden Thiere des Feldes, Ihr nicht wecken sollt die Liebe Gottes gewaltsam, bis es sein heiliger Wille ist. Also können wir nicht aus freien Stücken hinaufziehen nach Jerusalem. Wann aber, meine gnädige Herren, wann Gott die große Posaune ertönen lassen wird, die uns die Erlösung verkündet, dann werden weder ich, noch meine Brüder, dann werden wir Alle nicht zurückbleiben, nicht in Sachsen, nicht in Meißen, nicht in Brandenburg, nicht in Preußen, nicht in Elsaß, nicht in Böhmen, nicht am Rhein, nicht an der Donau, nicht in allen Ländern der Erde, sondern wir werden freudig folgen dem Rufe unseres Gottes. — Was nun den zweiten Punkt anbelangt, daß Dr. Martinus fragt, was wir Juden in Deutschland zu thun hätten, so sage ich ihm Folgendes: Meine gnädigen Herren, ich war vor vielen Jahren in Mainz bei meinem gnädigen und mir wohl gewogenen Herrn, dem Kurfürsten Albrecht. Damals besuchte ich den alten jüdischen Friedhof und fand dort einen alten Leichenstein, der dazumal 1300 Jahre alt war. Noch ältere Leichensteine befinden sich auf den alten Begräbnißplätzen zu Worms und zu Prag. Und uns, die wir so viele Jahrhunderte in diesem Lande gelebt haben und stets getreue Unterthanen unserer Obrigkeit, unserer Fürsten und des Kaisers Majestät gewesen sind, will Dr. Martinus als Fremde bezeichnen? Mag der hochgelehrte Doktor doch einmal versuchen, nachzuweisen, daß seine Voreltern schon seit 1300 Jahren in Deutschland leben. Der Versuch würde ihm baß mißlingen."

Ein Gemurmel des Beifalles durchzog den Saal, und auch die Kurfürsten lächelten beifällig.

Da sprach Georg Spalatin, einer der Räthe des Kurfürsten von Sachsen:

„Ihr habt Euch gegen diese Vorwürfe Martins gut vertheidigt, Herr Befehlshaber. jetzt lasset uns auch hören, wie Ihr die andern, gewichtigen Vorwürfe, welche der Luther den Juden macht, abweisen wollt. So schreibt er, daß der Talmud und die Rabbiner lehren, daß man den Gojim, das heißt den Heiden und Christen, falsche Eide schwören dürfte."

„Das ist gelogen," rief Rabbi Joselmann, „so etwas lehrt der Talmud und die Rabbinen nicht; es ist kein wahres Wort daran."

„Jude," schrie der Kurfürst von Sachsen, „sei vorsichtiger in Deinen Worten! Der Luther lügt nicht."

„Nein, nein gnädigster Herr," entgegnete Rabbi Joselmann, „der Luther lügt nicht. Aber Dr. Martinus kennt den Talmud nicht, und hat ihn nie gesehen, und weiß nicht, was darin steht. Er schreibt nur aus den Werken längst vermoderter, abtrünniger Juden ab, die ihrem Hasse gegen ihre ehemaligen Glaubensgenossen in Lügen und Verleumdungen Luft gemacht haben. Ich will Euch sagen, was der Talmud und die Rabbinen über den Eid lehren. Einer unserer größten Rabbiner war Moses Maimonides, er hat die Vorschriften des Talmuds in einen Codex gebracht, und in diesem heißt es in den Lehren von den Eidschwüren, C. 2 § 1: „Wer irgend einen Eid aus eigenem Antriebe, oder in Aufforderung Anderer ablegt nnd falsch schwört, hätte er auch bloß auf die Worte des Eides mit „Amen" geantwortet, **wenn ihn auch ein Heide oder ein Kind hat schwören lassen**, so ist er des Meineides schuldig." — Und ferner heißt es daselbst § 14 u. 15: „Wer einen Eid nach der Meinung Anderer schwört, der kann nicht sagen, ich deute die von mir ausgesprochenen Worte nach **meinem** Sinne, denn er hat nicht nach **seiner** Deutung, sondern nach der Deutung **Jener** zu schwören. Und wenn er nach dem Sinne, wie **Jene** seine Worte auffassen, eine Unwahrheit ausgesprochen, so wäre er des Meineids schuldig. Das Gericht hat daher den Schwörenden ausdrücklich zu belehren, daß der Eid nur nach des Gerichtes Sinne geleistet wird."—Meine gnädigen Herren, ich will Euch den Talmud und die Bücher des Maimonides vorlegen, und ihr sollt selbst untersuchen lassen, ob etwas Anderes darinnen stehet als ich Euch gesagt habe. Damals, als der verworfene Pfefferkorn mit seinen Lügen gegen den Talmud auftrat, gab es unter allen christlichen Gelehrten Deutschlands Keinen, welcher der hebräischen Sprache mächtig war, als den berühmten Herrn Johannes Reuchlin, und dieser ward ein Vertheidiger der hebräischen Bücher. Jetzt aber gibt es viele Männer in Deutschland, welche das Hebräische verstehen, möge diese nachschauen und prüfen."

„Wir glauben Dir," sagte Kurfürst Joachim, „Du bist ein wackerer Mann, Joselin. Gelingt es Dir, auch die andern Beschuldigungen so zu widerlegen, dann bist Du der einzige Mann in der Welt, welcher den Dr. Martinus besiegt und geschlagen hat."

XXXIV.

„Wie aber werdet Ihr," fragte Dr. Brück, des Kurfürsten von Sachsen Kanzler, „dem Vorwurfe begegnen, daß der Talmud erlaubte, den Goi, das heißt, den Heiden und Christen, zu betrügen, zu hintergehen, sein Vertrauen zu mißbrauchen?"

„Meine gnädigen Herren," antwortete Rabbi Joselmann, „auch diese Behauptung ist eine von abtrünnigen Juden, und andern Judenfeinden erdachte, schändliche gemeine Lüge. Der Talmud verbietet Lüge, Täuschung, Betrug, Uebervortheilung und List gegen Juden wie Nichtjuden. Unsere Weisen verbieten im Talmud, im Tractat Cholin, sogar jede unschädliche Täuschung der Gedanken eines Nichtjuden, geschweige denn Wichtigeres. So etwas ist Entweihung des heiligen Namens, und das ist eine große Sünde. Alles Derartige ist verboten im 5. B. M. C. 25, wo es heißt: Denn ein Gräuel ist dem Ewigen, der so etwas thut. — Im Talmud Tractat Gittin f. 59 b. wird vorgeschrieben, daß man auch den Armen der Heiden das Nachlesen auf den Feldern gestatten soll. Ebendaselbst 61 a wird geboten, die Armen der Heiden ebenso gut wie die Armen in Israel zu ernähren, ihre Kranken zu besuchen, ihre ihre Todten zu begraben. Im Tractat Aboth C. 3 § 2 wird geboten, für das Wohl der Obrigkeit zu beten. Im Traktat Sanhedrin, f. 105, wird gelehrt, daß die Frommen aller Nationen Antheil haben an der Seligkeit der zukünftigen Welt.

An vielen Stellen im Talmud, im Traktat Gittin f. 10 b, Nedarim f. 28 a, Baba Bathra fol. 54 b wird vorgeschrieben, daß jeder Jude verpflichtet ist, die Gesetze des Landes zu beobachten, in welchem er seinen Wohnsitz hat. Und in demselben Sinne wie der Talmud sprechen sich auch die späteren Rabbinen aus. Im Tractat Kelim, Abschnitt 12, wird verboten, eine nicht vollwichtige Münze im Hause zu behalten. Hiezu bemerkt Maimonides wie folgt: Eine im Verkehr nicht als vollwichtig geltende Münze darf man nicht im Hause behalten, geschweige denn sie in Verkehr bringen, um Jemanden, sei der Jude, oder Nichtjude, damit zu täuschen. Jene aber, die da wähnen, es gestatte das Gesetz hierin einen Unterschied zwischen Juden und Nichtjuden, befinden sich in Irrthum und Unwahrheit. — Im Buche der Frommen, verfaßt von Rabbi Jehuda aus Worms, wird erzählt, daß einst ein Mann wehklagend zu einem Rabbi kam. Ich habe, erzählte er, meine Söhne und meine Töchter reich ausgestattet und sie verheirathet. Mein ganzes Vermögen ging darauf; ich that es gern, um meine Kinder gut zu versorgen. Jetzt sind sie Alle, ohne Leibeserben zu hinterlassen, gestorben, und Fremde erben mein Gut; ich aber bin ein alter, hilfloser Mann, zugleich kinderlos und arm. Wenn es Gottes Wille war, daß die Kinder ohne Nachkommen versterben sollten—warum hat er sie nicht abberufen, ehe ich sie verheirathete? ich hätte doch noch wenigstens mein Vermögen behalten! — Hast Du, fragte der Rabbi, immer getreulich Deine Geschäfte betrieben, Niemanden betrogen, Niemanden übervortheilt, Niemanden getäuscht, Niemandes Vertrauen mißbraucht? — Ich habe, antwortete der Mann, niemals einen Glaubensgenossen hintergangen; aber ein vornehmer Herr, ein Nichtjude, hatte mich zum Verwalter seines Vermögens eingesetzt, und da habe ich meinen Vortheil gewahrt, und weil er mir niemals nachrechnete, so habe ich dieses Vertrauen benutzt, um einen Theil seines Vermögens in meinem Besitz zu bringen. Jetzt ist der Herr gestorben, und seit seinem Tode überkam mich Armen all das Unglück. — Siehest Du, sagte der Rabbi, Du kannst Dich über Dein trauriges Geschick nicht beklagen, es ist nur die gerechte Strafe für Dein böses Thun. Jener Herr hatte in der Welt der unsterblichen Seelen erfahren, wie sehr Du sein Vertrauen mißbrauchtest. Da hat er Dich verklagt vor Gottes Thron, und das Vermögen, das Du in so ungerechter Weise erworben, hast Du verlieren müssen, auf so schmerzliche Art verlieren müssen. Freue Dich, daß Du Deine Strafe erhalten iu dieser Welt, und thue Buße, damit Du Gnade findest vor Gottes Thron in der zukünftigen Welt.—Ihr aber, Ihr treuen Gläubigen in Israel, so vermahnt Rabbi Jehuda die Leser seines Buches, Ihr sollt nicht Unrecht thun gegen Juden, noch gegen Nichtjuden, wie uns zuruft der Prophet Gottes: Haben wir nicht Alle Einen Vater, hat nicht Ein Gott uns erschaffen, warum sollen wir treulos handeln Einer gegen den Andern?"

Rabbi Joselmann schwieg. Gleich einem gottbegeisterten Propheten hatte er gesprochen, und alle anwesenden Fürsten und Herren waren tief ergriffen von der Wahrheit seiner Rede. Kurfürst Joachim von Brandenburg stand auf und reichte Rabbi Joselmann die Hand.

„Jude," sagte er, „Du hast ein großes Wort ausgesprochen. Wann wird die Zeit herankommen, da alle Menschen sich brüderlich lieben und nicht mehr treulos handeln einer gegen den andern, da die Katholiken nicht mehr befehlen die Protestanten, und die Protestanten nicht mehr hassen die Katholiken! Dann wird auch der Jude nicht mehr zu leiden haben unter dem Hasse der Andersgläubigen!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Jagd nach dem Golde.

Erzählung von Alphonse Levy.

Gerade in der neuesten Zeit ist das traurige Loos vieler deutscher Auswanderer, die mit hochfliegenden Erwartungen ihr Vaterland verließen und in London oder New York oder auch in den neu erstandenen großen Industriestädten der Vereinigten Staaten elend verkümmern, wiederholt mit lebhaften Farben geschildert worden. Es erinnert mich das stets an ein seltsames Erlebniß, das mir vor fünfundzwanzig Jahren in der Weltstadt an der Themse begegnete und mir als lebhafte Warnung vor der leider nur viel zu sehr verbreiteten Sucht gedient hat, das schlichte Glück in der Heimath zu unterschäntze und für eine so wenig ersprießliche Jagd nach Gold und Glück zu verwirken.

Auf der Rückkehr nach unserer damaligen gemeinschaftlichen Wohnung in London, am Finsbury-Square, begriffen, passirten eines Tages mein Freund, ein hoch aufgeschossener, rothbärtiger Vollblut-Engländer, und ich die alte Londoner Brücke, als mitten in dem dichten Menschengewühl ein alter, weißhaariger Mann in dürftiger Kleidung meinen Begleiter am Rocke festhielt, ihn eine Weile mit unsäglich flehendem Blicke ansah und, als sich Charles mit ärgerlicher Miene von dem Zudringlichen losmachte, spurlos in der Menge verschwand. Mein Freund war von dieser Begegnung durchaus nicht so betroffen wie ich, und versprach mir kurz, dasselbe später näher zu erklären, was bei dem lärmenden Treiben auf der Straße auch ganz unmöglich schien.

Nachdem wir ein einfaches Frühstück in unserer Wohnung in Seydt's Hotel, Finsbury-Square, beendet hatten, begann Charles seine Erzählung, aus der hervorging, daß ihn der bei der Londoner Straßenjugend unter dem Spitznamen „Mr. Zupf mich" bekannte alte Bettler schon früher oft in derselben räthselhaften Weise angehalten habe. Erst durch den zufälligen Umstand, daß der Schwager meines Freundes den fieberkranken Bettler einmal in einem deutschen Hospital wochenlang ärztlich behandelte, war die Geschichte und das sonderbare Benehmen des alten Mannes enträthselt worden. Aus den Fieberphantasien und halben Geständnissen des Letzter n stellte sich der menschenfreundliche Arzt das folgende Lebensbild zusammen, das bei aller Sonderbarkeit in der Millionenstadt zu den alltäglichen Dingen gerechnet werden konnte.

Vor langen Jahren erklärte ein völlig mittelloser junger Mensch, Namens Magnus, dem Vorsteher der isralitischen Gemeinde in dem polnischen Grenzdorfe S., er fände in der Heimath keine ihm zusagende Beschäftigung und möchte deshalb nach England auswandern, um dort sein Glück zu machen. Man möge ihm nur die Möglichkeit verschaffen nach Breslau zu kommen; von dort hoffe er sich schon selbst weiter durchzuschlagen. Man versuchte erst, ihm das waghalsige Abenteuer auszureden, setzte ihm auseinander, daß in London das Geld auch nicht auf der Straße liege, aber der junge Mensch blieb bei seinem Vorhaben. Da man fürchten mußte, derselbe werde andernfalls alle Arbeitslust verlieren und der Gemeinde zur Last fallen, beschaffte man das verlangte Reisegeld bis Breslau und der junge Magnus verließ unter Segenswünschen seiner Altersgenossen das polnische Nest, voraussichtlich auf Nimmerwiedersehen. Acht Tage sprach man noch von ihm, wie von einem untergegangenen waghalsigen Tollkopfe, dann war er aber vollständig vergessen, zumal ein anderes, weit wichtigeres Ereigniß den kleinen Grenzort in Anspruch nahm, der unaufhaltsame finanzielle Zusammenbruch des früher begüterten, aber durch die Trunksucht ruinirten Branntweinschänkers Mosinsky, dessen einzige Tochter, ein anerkannt hübsches und braves Mädchen, allgemein bedauert wurde. Nach einigen Wochen kam es zur nothwendigen Versteigerung des Häuschens des inzwischen einem Schlagflusse erlegenen Mosinsky und wurde das Anwesen einem fremden Bieter zugeschlagen, der sofort eine Anzahlung von viertausend polnischen Gulden baar erlegte. Wie groß war aber das allgemeine Erstaunen, als man in dem Ersteher den erst einige Wochen vorher ausgewanderten Magnus wiedererkannte, der sich in ein tiefes Schweigen hüllte und darauf beschränkte, bei der Behörde den ordentlichen Erwerb des von ihm angezahlten Geldes nachzuweisen. Bald darauf verlobte sich Magnus mit der völlig mittellosen Tochter des verstorbenen Mosinsky, was ihm von den Ortsbewohnern als eine Edelthat angerechnet wurde, aber auch sonst großen Vortheil brachte, da die junge Frau die Kundschaft und das Geschäft genau verstand und einen mustergiltigen Ordnungssinn entwickelte. Durch Fleiß, Betriebsamkeit und Sparsamkeit wohlhabend geworden, zählten die Magnus'schen Eheleute nach einigen Jahren zu den angesehensten Bewohnern des Ortes. So oft aber auch Magnus bestimmt wurde, zu offenbaren, wie er es angefangen habe, in London so schnell jenes erste Kapital zu erwerben, er verrieth Niemandem das Geheimniß und lächelte stets nur still vor sich hin, wenn man ihn auszuforschen suchte. Seine Frau war ein viel zu dankbares und kluges Wesen, um ihn mit Neugierde zu quälen und begnügte sich einfach mit der Versicherung, er habe in der ersten Freude über sein unerwartetes Glück das Gelübde gethan, niemals darüber zu sprechen.

Eines Abends aber, nach einem vergnügten Hochzeitsfeste, saß Magnus mit einem Schulfreunde, der sich in wenig günstiger Vermögenslage befand, bei einer Flasch Rosoglio und in seiner weichmüthigen Stimmung gab er endlich dessen Bitten nach, um diesem armen Menschen ein ähnliches Glück zu schaffen, wie es ihm selbst zu Theil geworden. Er setzte dem Freunde auseinander, wie er sich seiner Zeit mit Hilfe mitleidiger Glaubensgenossen von Breslau nach Dresden, von dort nach Berlin, von Berlin nach Hamburg fortgeholfen, und hierauf auf einem Segelschiffe billige Ueberfahrt nach England erlangt habe. Aus dem Meere sei er nach langer und beschwerlicher Fahrt in einen breiten Strom eingefahren und endlich wäre er dem Riesenschiffe entstiegen und habe sich nach kurzer Wanderung in der Mittagsstunde auf einer Brücke Namens „London Bridge" befunden, mitten im Getümmel der Weltstadt, fremd, verlassen, mittellos und ohne Kenntniß der Landessprache. Wie er so traurig auf der Brücke gestanden und kummervoll in den Strom hinabgeschaut, habe ihn plötzlich ein langer, blasser, rothbärtiger Herr gestoßen, ihn in einer ihm nicht recht verständlichen Weise verhöhnt und schließlich so heftig am Barte gezaust, bis er laut aufgeschrieen. Im Nu sei er und der fremde Mann von einer tobenden Menge fortgerissen nach einem großen dunklen Hause und dort in ein Zimmer geführt worden, wo an einem grünen Tische drei alte Herren mit langen weißen Perrücken gesessen hätten. Nach langem Hin- und Herreden, von dem er nicht das Geringste verstanden, habe zuletzt sein recht ruhig gewordener Angreifer eine grünseidene Börse gezogen und hundert blanke Goldstücke auf den Tisch gezählt, die er an sich nehmen durfte. Als er kurze Zeit darauf als reicher Mann wieder am Themsestrom gestanden, habe er beschlossen, den merkwürdigen Wechselfällen der großen fremden Stadt sein neugewonnenes Vermögen nicht auszusetzen. Mit dem ersten von London abgehenden Segelschiffe sei er deshalb wieder nach Hamburg zurückgefahren und dort zu einem polnischen Geldwechsler gegangen, der ihm für die hundert englischen Goldstücke mehr als viertausend polnische Gulden auszahlte. Davon habe er fast nichts verbraucht, sondern sich wieder kostenlos nach der Heimath durchgeschlagen, wo er gerade rechtzeitig ankam, um das Mosinsky'sche Haus zu erstehen und wo er in der allen Ortsbewohnern bekannten Weise zu noch größerem Wohlstande gelangte.

Das Weitere ist bald erzählt. Von Magnus mit geringen Geldmitteln unterstützt, ging dessen Freund ebenfalls nach London, aber seine Jagd nach dem Gold blieb erfolglos. Er fand keinen vom Sherry-Genuß angeheiterten Lord, der ihn übermüthig mißhandelte und entschädigte, trotzdem er tagtäglich nach der London Bridge ging und sich an alle Personen herandrängte, die der ihm von Magnus gelieferten Beschreibung entsprachen. So vergingen Tage, Monate, Jahre; der arme Pole verdiente sich mitunter etwas als Hafenarbeiter, bettelte auch, stand aber regelmäßig zur Mittagszeit auf der London Bridge, des Glückes harrend, das nicht kommen wollte. Da ihn Niemand mißhandelte, rief er schließlich allen rothbärtigen Passanten die Bitte: „Zupf mich!" zu, so daß ihn bald die spottsüchtige Londoner Straßenjugend als „Mr. Zupf mich" verhöhnte. Wiederholt nahm sich die Polizei des blödsinnigen Fremden an, aber die Irrenärzte, die denselben in Behandlung nahmen, fanden ihn nur dann tobsüchtig, wenn man ihn verhinderte, um die Mittagszeit nach der Londoner Brücke zu gehen und dort unermüdlich nach dem unauffindbaren Spender der hundert Goldstücke zu spähen. Man ließ den harmlosen Menschen deshalb bald wieder laufen und derselbe rief auch Niemand mehr an, um nicht abermals eingesperrt zu werden. Traf aber der inzwischen zum Greise gewordene Unglückliche an der bewußten Stelle einen blassen, langen, rothbärtigen Mann, so machte er sich diesem in der stillen rührenden Weise bemerklich, wie dies meinem Freunde oft und zuletzt in meiner Anwesenheit begegnet war.

Ich war längst wieder in der deutschen Heimath, als mir bei Abfassung eines Briefes nach London der seltsame weißhaarige Goldjäger auf der Londoner Brücke wieder in das Gedächtniß kam. Ich erkundigte mich deshalb scherzhaft bei meinem Freunde Charles, was denn aus Mr. Zupf mich geworden sei. Die Antwort ließ nicht auf sich warten. Charles hatte eines Tages seinen Schwager im deutschen Hospital aufgesucht, als man gerade auf einer Bahre den greisen Bettler hereintrug, schwer verwundet, überfahren von einer Equipage des Herzogs von S.... Dieser blasse, rothbärtige Edelmann hatte den Unglücklichen, der blindlings in sein feuriges Gespann hineingerannt war, selbst nach dem Hospital geleitet und bat nun die Aerzte dringend, ihre ganze Kunst aufzubieten, um den bedauernswerthen Greis zu retten. Derselbe sollte die beste Pflege erhalten; zu diesem Zwecke zahlte der Herzog, bevor er das Hospital verließ, hundert Goldstücke auf den Tisch, — genau die Summe, welche ein Lebensalter hindurch die unerfüllte Sehnsucht „Zupfmich's" gewesen. Ihm nützte das Geld nichts mehr, denn er kam nicht mehr zum Bewußtsein, sondern schlummerte schmerzlos in die Ewigkeit hinüber. Die lange, rastlose Wanderung war vollendet, die glücklose Jagd nach dem Golde zu Ende!

Die Deborah.

Herausgegeben von

The BLOCH Publishing and Printing Company

45, 47, 49, 51, 53 u. 55 McFarland Str.,

Office: Corner Plum & McFarland Sts.

Isaac M. Wise, - - Redakteur

Cincinnati, 13. Juli 1888.

„Die Deborah" erscheint wöchentlich, als Allgemeine jüdische Familienzeitung, und ist der Erbauung und Belehrung gewidmet.

Abonnenten und Andere, welche alte Exemplare verlangen, mögen gef. die Nummer oder das Datum der Ausgabe der gewünschten Blätter angeben. Wenn dies nicht geschieht, ist es uns unmöglich, zu erkennen, welche Blätter wir schicken sollen.

Subscriptionspreis:

Deborah . . .	$2 00
„ nach Europa	2 50
„American Israelite" . . .	4 00
„Sabbath Visitor"	1 50
Deborah u. American Israelite an eine Adresse	5 00
Deborah und Visitor . . .	3 00
Israelite und Visitor . . .	5 00

Postgebühren nach Europa betragen 50 Cents extra.

Anzeigen-Gebühren:

Dankes- und Beileids-Beschlüsse, . .	5 00
Heiraths-, Geburts- und Todesnotizen, jede .	1 00

Raten für sonstige Annoncen werden auf Anfragen hin bekannt gemacht.

Für einen verarmten Cultus-beamten!

Ein Mann und Familienvater, der seit geradezu einem halben Jahrhunderte als treuer und fähiger Cultusbeamter in verschiedenen, jetzt zu den größten zählenden Gemeinden fungirt hat, befindet sich in einer bedrängten und hilfsbedürftigen Lage, mittellos und zu alt für den Dienst. Wohlthätige Herzen sind nachdrücklichst gebeten, uns milde Gaben für den Aermsten zukommen zu lassen. Alle uns anvertrauten Gaben werden demselben direkt übermacht und darüber in den Spalten dieses Blattes quittirt.

אל תעזוב את הלוי

Der „Charif" ist im Anzuge, ist vielleicht schon in New York angekommen und als Großrabbiner, Oberrabbiner oder Generalrabbiner (רב הכולל) aller Russen, Polen und andern Slaven proklamirt worden, wozu wir den Betreffenden Glück wünschen. Es sollen bereits die russisch-polnischen „Poschim" und „Schkozim" sich in die Winkel flüchten, wo sie der „Cherem" nicht erreicht. Die Metzger, Badebesitzer, Amuletenhändler, Esrogimkrämer, Schiurlerner, Getschreiber und die ganze Zunft der Kleinpfaffen soll bereits nach dem Vorbild des „Jüd. Kantor" ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen haben gegen etwaige Uebergriffe des Generalrabbiners. Es kann aber alles noch einen friedlichen Verlauf nehmen.

Unter den uns vorliegenden Novitäten ist eine neue jüdisch-deutsche Zeitung: „Die Welt," redigirt von Ch. Rayevsky und herausgegeben von Caplin & Schuldener, 133 E. Broadway, New York, ein Wochenblatt, wovon am 28. Juni die erste Nummer erschien. „Die Welt" verspricht ein allgemeines Zeitungsblättchen für einen Thaler pro Jahr zu sein und sich auf allen Gebieten des gewöhnlichen Journalismus zu bewegen. Papier und Druck sind recht nett, der Lesestoff ist mannigfach, die Sprache der abgeschmackteste Jargon; die Tendenz ist verschwiegen. Wenn der Herr Redakteur auch für die witzig sein sollenden Parodien: „Was und wer sie sind," und „Die neuen Zehngebote" verantwortlich ist, wünschen wir ihm etwas mehr sittliches Gefühl und einen edleren literarischen Geschmack. Parodien dieser Art sind nicht nur gemein, sondern unsittlich. Wir wollen abwarten, was „Die Welt" uns später bringen wird.

Herr Dr. Rahmer, der Magdeburger Rabbiner und Herausgeber der „Isr. Wochenschrift", „Jüd. Literaturblatt" und „Jüd. Familienblatt" war der erste und eifrigste Vertheidiger und Anwalt des in Deutschland eingeführten Bene Berith Ordens. Es gelang Herrn Dr. Rahmer, den Orden in weiten Kreisen bekannt und populär zu machen. Es hat sich aber im Verlaufe der Zeit die Sache so gestaltet, daß der Orden in die Hand der starren Orthodoxie gerieth. Die gegenwärtige officielle Vertretung mit den Herren Dr. Hildesheimer, S. Simmel, Bergel, u. s. w. in ihrer Mitte ist in ihrer Majorität stramm orthodox. Nun hat die Behörde dieses Ordens ein Rundschreiben an die Logen gerichtet, worin die „Israel. Wochenschrift" auf den Index gestellt wird. Dr. Rahmer ist ein Reformer, ein Breslauer, ein der heiligen Orthodoxie verhaßter Mann. Seine Organe sollen nicht als Exponenten des B'ne Berith-Ordens gelten. Das ist jedenfalls ein höchst seltsames Vorgehen von der Behörde einer Körperschaft, die Wohlthätigkeit und Brüderlichkeit als Devise auf ihre Fahne geschrieben und jedem politischen und theologischen Parteikampf und Sonderinteressen ferne stehen soll. Die heilige Orthodoxie ist in Deutschland zu fanatisch und zu bornirt, als daß sie dem Principe der Wohlthätigkeit und der Brüderlichkeit ihre Schrullen zum Opfer bringen könnte. Sie hat sich der Art in die Sackgasse abgelebter Satzungen verrannt, daß sie für die obersten Prinzipien des Judenthums vollständig blind geworden ist. Hoffentlich wird das Vorgehen des Comite's Herrn Dr. Rahmers Eifer für die Sache genannten Ordens nicht abschwächen; dem Orden selbst aber muß das Gebahren der Behörde jedenfalls nachtheilig sein. Der Bene Berith-Orden als solcher, wie andere Körperschaften dieser Art, ist religionslos, aber er ist weder irreligiös, noch unjüdisch, obwohl es auch solche Ordensbrüder giebt. Wenn man ihn in Deutschland mit dieser oder jener Religionsanschauung zu identifiziren sucht, will man eben den Bene Berith-Orden auflösen und eine neue Innung gründen.

Palästina ist „das Land unserer Sehnsucht," behaupten die orthodoxen Romantiker Deutschlands, die eine jüdische Provinz daraus machen wollen und von aller Welt das Geld dazu betteln. Palästina ist das „Land unserer historischen Erinnerung," behaupten die prosaischen nüchternen Menschen, darunter auch der Rabbiner Dr. Rahmer, und sind nicht so sehr eingenommen für die Schwärmereien von einem neuen jüdischen Reiche. Weil aber Dr. Rahmer diesen Gedanken in seinem Blatte ausgesprochen hat und weil ferner die Romantiker im Bene Berith-Vorstand in Berlin die Mehrheit haben, hat jene Behörde (?) die Rahmer'sche Zeitung auf den Index (??) gesetzt. Die Leute wollen etwas Pabst und Großinquisitor spielen, es sollte ihnen das Handwerk gelegt werden; denn eigentlich hat man blos diese Gelegenheit ergriffen, um das reformatorische Organ aus den Bene Berith-Kreisen zu verdrängen. Mit der „Sehnsucht nach dem heiligen Lande" ist es nicht weit her. Die Zeitungen aus Jerusalem berichten, daß die Pilger aus aller Herren Länder nach Jerusalem wallfahrten, die Juden aber bleiben hübsch zu Hause, wenn nicht hier und da ein Afrikaner sich zur Reise entschließt. Wenn die Sehnsucht der Romantiker so intensiv ist, warum verlegen sie ihr Domicil nicht nach dem heiligen Lande, da ihnen doch nichts im Wege steht? Uebrigens scheinen die Bene Berith Behörden (?) in Berlin schon ebenso prinzipienlos und eigenmächtig vorzugehen, wie die Spitzen derselben Behörde (?) in New York.

Das große Ereigniß dieser Woche war die Einweihung des neuen Waisenhauses in Cleveland. Das alte Gebäude war nicht nur zu klein, sondern auch zu alt geworden, so daß von kundiger Seite behauptet wurde, das Gebäude sei unsicher. Mit lobenswerther Energie und mit festem Vertrauen auf die Opferfähigkeit und Opferwilligkeit des jüdischen Publikums, faßte der Vorstand den Beschluß, ein neues Haus zu bauen; die Bene Berith-Logen ratificirten den Beschluß, das Publikum gab die Geldmittel bereitwillig her, und so wurde der Bau energisch in Angriff genommen und innerhalb zweier Jahre fertig gestellt. Der Neubau mit dem dazu gehörigen Schulhaus und Hospital, in zwei Separatgebäuden, ist das zweitgrößte jüdische Waisenhaus in der Welt (das größte ist in New York). Es ist berechnet für fünfhundert Waisenkinder und umfaßt auf einem Grundstück von ca. 1000 Quadratfuß alle modernen Einrichtungen und jede Bequemlichkeit eines fürstlichen Palastes. Die Geschichte dieser großartigen Anstalt sowohl wie die Beschreibung von der Eröffnung des neuen Hauses sind im „American Israelite" zu lesen, da uns hier der Raum mangelt, die Sache ausführlicher zu behandeln. Wir wollen hier nur noch hinzufügen, daß der Vorstand im Zeitraume der zwanzig Jahre seines Bestehens nur drei auf einander folgende Präsidenten hatte, nämlich: Abraham Aub, Wiener und Abraham Hart und, was noch merkwürdiger ist, nur zwei Superintendenten, deren Frauen auch die Matronen waren, nämlich Louis Aufrecht und Dr. Wolfenstein. Die Zahl der in dieser Anstalt erzogenen Waisen ist uns nicht bekannt, es müssen aber tausend sein, darunter hervorragende junge Männer und Frauen, mehrere Advokaten, zwei Rabbiner und drei Candidaten im Hebrew Union College, welche ihr Studium noch nicht beendet haben. Diese Anstalt gereicht dem amerikanischen Judenthum zur höchsten Ehre; die Vorsteher und Beamten, die Lehrer und Lehrerinnen in derselben, besonders Herr Dr. Wolfenstein, verdienen das höchste Lob und die Anerkennung aller Menschenfreunde.

Die Juden in Syr Darya leben abgesondert, ebensowohl wegen ihrer Lebensweise, als auch wegen ihrer Stammeseigenthümlichkeiten und vermischen sich nicht mit den sie umgebenden Bewohnern. In ganz Mittelasien sowohl, als in Syr Darya giebt es zwei Arten von Juden, erstens solche, welche aus dem Innern Rußlands eingewandert sind und zweitens eingeborene, Yuguts genannt, oder auch „Bokharische Juden," wie man sie in Tashkend nennt. Die ersteren leben vorzüglich in Tashkend und sind Handwerker, Handelsleute und Geldverleiher. Ihre Zahl ist gering, aber durch jährliche Einwanderungen im Zunehmen begriffen. Die Yuguts, welche aus Persien kamen, wurden von den Einwohnern verachtet und von der Regierung bedrückt, ehe die russischen Juden ins Land kamen. Sie wohnten in besonderen Stadttheilen, durften in den Straßen weder reiten noch fahren und nur gewöhnliche Seile als Gürtel tragen. Jetzt, nachdem sie wie die übrige Bevölkerung behandelt werden, hat ihre Zahl durch Zuwachs aus Persien und Bokhara bedeutend zugenommen. Sie sind ebenfalls Handwerker, Hausirer und Geldverleiher und ihre Anzahl beziffert sich auf ungefähr 1600 Seelen.

Vom Büchertische.

Kritische Blätter

Von H. Zirndorf.

13.

"A Selection from the Book of Psalms for school and family use. Arranged by Rev. Dr. M. Mielziner." Cincinnati. The Bloch Pub. Co. 1888.

Diese unter den Auspizien der „Hebrew Sabbath School Union" erschienene neue Uebersetzung einer Auswahl unseres herrlichen Psalmbuches ist bestimmt, in der pädagogischen Literatur und in dem Bücherschatz des jüdischen Hauses eine sehr fühlbare Lücke auszufüllen. Für die karg bemessene Zeit der Sabbathschule ist der komplette Psalter in seiner Fülle und Großartigkeit bekanntlich eine viel zu reiche Gabe; und wie dringend sich auch seit längerer Zeit das Bedürfniß herausgestellt hat, unserer überbürdeten Jugend ein Gesammtbild dieser unvergleichlichen Lyrik vor Augen zu stellen, so wurde der räumliche Umfang des Buches nebst dem Mangel einer passenden Uebersetzung doch stets als ein störendes Hinderniß empfunden. Dieses Hemmniß nun scheint uns durch Dr. Mielziners geschickte Anordnung aufs glücklichste überwunden.

In einer Auswahl von sechsundsechzig der schöneren Preislieder der jüdischen

Vorzeit sind die Hauptrichtungen und vornehmlichen Gattungen dieser heiligen Literatur zur Genüge vertreten. Der größte Nachdruck wurde dabei mit Recht auf jene Gesänge gelegt, welche in unserer Liturgie seit Jahrtausenden ein geehrtes Heim gefunden haben; diese Kapitel in einer handlichen Ausgabe der Jugend zu überliefern, empfahl sich sofort als eine unvermeidliche Pflicht; und der Tempel- und Hausandacht wurde dadurch der dankenswertheste Dienst geleistet. Ferner handelte es sich um die Aufnahme jener Dichtungen, die entweder durch Faßlichkeit und Einheitlichkeit des Gedankenganges wie durch schwungvollen Ausdruck einen leichten Eingang in jüngere Herzen finden, oder solche, welche die dogmatischen und ethischen Kernlehren der Religion in übersichtlicher Reichhaltigkeit verkünden.

Für den Modus der Ausschließung der größeren Hälfte der Psalmlieder konnten die wichtigsten Motive in Anwendung gebracht werden. Einmal waren es die auffallend großen Psalmen, wie Ps. 18, 22, 68, 69, 78, 89, 105, 106, 109, 119, welche sich durch ihre unverhältnißmäßige Länge von selbst ausschlossen; und bei andern wieder war es im Gegentheil die allzu abrupte Kürze, welche eben nur einem psalmodischen Seufzer, einem oft wiederkehrenden Gedanken der frommen Sängergilde den kurzathmigsten Ausdruck gestattet. Wir zählen dahin Gesänge wie 13, 14, 20, 47, 61, 70, 87, 123, 134, 138, 142, 149. — Wegbleiben mußten ferner solche Kapitel, welche wegen der notorischen Dunkelheit und Schwierigkeit des Ausdruckes als die steten Dornen und Plagen der exegetischen Thätigkeit bekannt sind; z. B.: Ps. 2, 11, 12, 17, 35, 40, 53, 55, 58, 76, 110, 141. Die Aufnahme solcher Stücke hätte einen weitläufigen Erläuterungsapparat erfordert, und der Ertrag für den Jugendunterricht wäre doch immerhin ein sehr fraglicher gewesen. Indeß hat sich der Herausgeber seine Aufgabe nicht allzu leicht gemacht und auch manchen schwierigern Psalm, wie 16, 19, 42, 49, 73, 124, 139 einer neuen Bearbeitung unterzogen.

Am meisten aber wurde die Ausschließungsliste durch den Wegfall der sogenannten Rachepsalmen, sowie aller jener Stücke geschwellt, welche einem ganz besonders leidenschaftlichen Gemüthszustande Ausdruck leihen, d. h. der Psalmen 3 bis 7, 9, 10, 25, 26, 28, 31, 38, 41, 44, 52, 54, 56, 57, 59, 60, 62, 64, 74, 79, 83, 88, 94, 102, 140. Wenn wir auch den Beweggrund des Herausgebers im Ganzen hier billigen müssen, so hätten wir doch manche der kräftigern Expektorationen unseres großen lyrischen Kanons gerne mitvertreten gesehen. Namentlich wären uns einige jener historischen Lieder willkommen gewesen, welche von der Kritik zum Theil als die Makkabäerpsalmen bezeichnet werden: Dichtungen, die sich gleichsam als prächtige Sangesarabesken am Rande unserer Geschichte hinziehen; zu ihnen rechnen wir die Lieder 44, 74, 79, 83, 94. Allein der Herausgeber hat sich nicht einmal begnügt, diese vollen Brusttöne des aufgeregten Stammesgefühls aus seiner Auslese zu streichen; er hat bei zwei Anlässen, Ps. 129 und 137, aus allzugroßer Vorsicht sogar Kürzungen vorgenommen, mit denen wir uns, als Freunde des unverwässerten Schriftausdruckes nicht einverstanden erklären können. Namentlich wünschten wir bei einer zweiten Ausgabe das gerechte Zorngefühl gegen Babylons grausame Kinder (137, 7. 8) wieder in seine Rechte eingesetzt zu sehen. Vers 9 ist für unser Zeitbewußtsein allerdings ein etwas zu starker Ausdruck und kann füglich wegbleiben.

Die Sprache dieser Uebersetzung ist durchweg klar, verständlich und korrekt, dabei für Schulzwecke ganz besonders geeignet. Es ist wahr, der Ausdruck befleißt sich stellenweise einer allzu knappen Wörtlichkeit, wodurch dem Bedürfniß der Hausandacht und Privatlektüre nicht immer genügende Rechnung getragen wird; allein im Ganzen hat die Popularisirung des Schriftwortes durch diese fleißige Arbeit eine wesentliche Bereicherung erfahren. Die kurze Einleitung enthält fast alles für den Schüler in Bezug auf das Psalmenbuch Wissenswürdige und ist als eine sehr schätzenswerthe Beigabe zu bezeichnen.

* * *

14.

"Na halie Gortschakoff - Ouvaroff, Juifs et Chretiens." (Juden und Christen.) Paris 1887.

Dieses Büchlein — es ist eigentlich nur eine Broschüre von 31 Oktavseiten, allein die Weisheit dickleibiger Bände ist in diesen wenigen Blättern anzutreffen — hat bei seinem Erscheinen großes und gerechtes Aufsehen gemacht. Es ist mehr als eine blose Emanzipationsschrift, wie die Welt deren so viele gesehen hat und von denen viele ihre Kurzlebigkeit in der lauwarmen Stimmung des Schreibenden vorgezeichnet fanden. Man kann sagen: Alles ist in diesen zwei Bogen enthalten: die Trauer des Philanthropen — ich gebrauche absichtlich das Masculinum — und der freudige Glaube des Optimisten, die Gedankenhöhe des scharfen Beobachters und die Gefühlstiefe einer idealen Natur, der sittliche Ernst des Reformators und der reiche Ertrag eines schöpferischen Geistes. In dem klassischen Französisch dieser wenigen Seiten hat eine wahrhaft fürstliche Frau, die Trägerin zweier der höchsten russischen Adelsnamen der Zeit einen Spiegel vorgehalten, zeigend, wie die Betrachtung der Judenfrage mit der davon unzertrennlichen Leidenschaftlichkeit und Irrthümlichkeit das Menschheitsprofil beeinflußt; es ist ihr gelungen, das Judenthema unter einer völlig neuen Perspektive, als ein weitgreifendes universalistisches Ferment, als eine Weltfrage darzustellen.

Wie viel jüdisches Elend muß diese hohe, verwöhnte Frau von dem Balkon ihres russischen Chateaux oder von ihrem Pariser Boudoir betrachtet haben, bevor sie Lebensworte voll Weisheit und heilige Mitleidstöne fand, die in Bemerkungen, wie die folgenden ausklingen!

„Die jüdische Nation, — ruft sie aus — hat noch nicht ihr letztes Wort gesprochen, denn selbst da, wo es den Anschein gewinnt, als hätte sie allem Religionsleben entsagt, wovon man zuweilen Proben sieht, selbst wenn sie sich dem Materialismus in die Arme wirft und in die Worte ausbricht, welche David dem Gottesleugner in den Mund legt: „Wo ist unser Gott?“ so fühlt man doch einen von dem modernen Heidenthum sehr verschiedenen Nerv heraus, man fühlt den Zorn der Nation, die sich als die erwählte fühlt und sich vergessen glaubt.“

Man sieht schon aus dieser und ähnlichen Wendungen, daß es mehr als ein alltägliches Mitleid ist, welches die seltene Frau bewog, in der Semitenfrage eine so bedeutsame Stellung zu nehmen. Sie sieht das Zeitalter an einem, wie sie sagt, excentrischen Demagogenwahn schwer erkrankt; sie fühlt sich vom modernen Heidenthum, schlechter Philosophie, Religionsspötterei und einreißender Immoralität ins innerste Wesen angeekelt; und andererseits sieht sie so viele ideale Züge im Judenthum und in den Juden erhalten, daß sie zu dem Ergebniß gelangt, die Judenfrage könne auf dem bisherigen Wege nicht gelöst werden.

„Der Jude, als Nation betrachtet, hat die äußerste Grenzlinie erreicht, wozu die Entwicklung der Menschheit unter dem mosaischen Gesetze führen kann. Heute, so scheint es mir, handelt es sich darum, jene Völker, unter denen die Juden leben, zu civilisiren und von Grund aus zu christianisiren.“

Vieles in den Ausführungen der Gräfin Ouvaroff liegt allerdings unserem speziellen Standpunkte etwas ferner; Manches scheint nur auf russische Verhältnisse Anwendung zu finden, wie man beispielsweise daran sehen kann, daß sie den nationalen Charakter im jüdischen Leben noch überall stark ausgeprägt sieht. Allein Ernst ist es ihr damit, die außerjüdische Demoralisation am jüdischen Beispiel reformiren und heilen zu wollen.

„Ach, wenn die Juden — so schließt die kleine apologetische Schrift — nur den vierten Theil unserer Laster hätten, ihr Name selbst wäre schon lange von der Erde weggewischt. Uebrigens glaube ich kaum, daß mein Freimuth — das einzige Verdienst dieser Blätter — den geringsten Erfolg haben werde; denn es wird zu allen Zeiten leichter sein, Tausende von Juden zu verfolgen als einen einzigen Christen zu bessern.“

Auch wir können der edeln Frau diesen Erfolg nicht verbürgen; denn in Bezug auf den Sieg des Guten sind sanguinische Hoffnungen noch lange nicht an der Tagesordnung; allein vielleicht hat ihr glänzendes Beispiel die Wirkung, edle nichtjüdische Frauennaturen für unsere gute Sache zu gewinnen. Wir besaßen die Sympathien der Frauenwelt in hohem Grade im Zeitalter der sinkenden Römerwelt, und erst der Fanatismus der Kirche hat uns diese wichtige Bundesgenossenschaft abspenstig gemacht. Sie langsam wieder zu erwerben, wäre den rühmlichsten geistigen Siegen gleichzuzählen.

Die Nächstenliebe im Talmud.

Ein Gutachten, dem Kgl. Landgericht zu Marburg erstattet von Dr. H. Cohen, ordentl. Prof. der Philosophie an der Universität Marburg,

besprochen von

Dr. Karl Wertheim in Nürnberg.

Die widerliche antisemitische Agitation, die der Reichsabgeordnete Böckel in Marburg betreibt, hat, wie unsere Leser wissen, einen seiner Anhänger, den Volksschullehrer Fenner in der letzten Aprilwoche vor die Schranken des Kgl. Landgerichtes in der schönen Musenstadt an der Lahn geführt, und dieses hat eine vierzehntägige Gefängnißstrafe über den Jünger des ci-devant Bibliotheksassistenten verhängt. Fenner hatte sich gestattet, in einer Versammlung folgende Aeußerung zu thun: „Ueber die Meinung, es gäbe auch ehrliche Juden, denke ich folgendermaßen: Die meisten von Ihnen werden wissen, daß der Talmud das Gesetzbuch der Juden ist und daß in demselben steht: „Das Gesetz Mosis gilt nur von einem Juden zum andern: auf die Gojims hat es keinen Bezug, die dürfen sie bestehlen und betrügen. Nun geben Sie acht, m. H.: Thut der Jude, was im Talmud steht, ist er in unseren Augen ein Schuft; thut er es nicht, so ist er in den Augen der Juden ein Schuft. Ein Schuft ist er auf alle Fälle.“ Ueber die Wahrheit oder Unwahrheit der vom Talmud angeblich eingenommenen Stellung zu Nichtjuden hat das Landgericht in M. zwei Sachverständige vernommen, die Professoren de Lagarde in Göttingen und H. Cohen in Marburg. Des Letzteren Gutachten, das uns vorliegt, wollen wir in diesem Artikel einer kurzen Besprechung unterziehen.

Seitdem der Kaiser Justinian vor mehr denn 1300 Jahren den Talmud durch ein spezielles Gesetz verbieten ließ, bis auf die Rohlings und Lagardes unserer Tage, ist dieses merkwürdige Werk, das die gesammte geistige Entwickelung eines Jahrtausend jüdischer Geschichte auf seinen 2974 Folioseiten zur Darstellung bringt, ist diese Encyklopädie des jüdischen Alterthums, wie der Gegenstand unzähliger Angriffe und Verfolgungen so auch der der Vertheidigung und Verherrlichung, selten wohl der der unparteiischen leidenschaftslosen Beurtheilung gewesen. Nicht nur hat Glaubenseifer und religiöser Fanatismus einer besonnenen Würdigung desselben Abbruch gethan, sondern auch die Diktion des Talmud, seine Methode, seine peinliche Besorgniß, jedes zufällig hingeworfene, oder von der Gewissensnoth und Bedrängniß ausgepreßte Wort eines Lehrers pietätsvoll, aber kritiklos der Nachwelt zu überliefern, ferner die Durchkreuzung der rationellen nüchternen Interpretation der Mischnah und des Kanon oder der Halachah von den üppig wuchernden, sinnberauschenden Schlinggewächsen der Agadah, sowie noch andere Verhältnisse haben sein Verständniß erschwert und die Thatsache ermöglicht, daß ein Gerichtshof im Konflikt zweier gegenüberstehenden Ansichten ein non liquet aussprechen konnte. Wer aber nicht an formale Prinzipien der Entscheidung gebunden ist, wer mit einiger Kenntniß der jüdischen Religionsquellen und einigem historischen Sinn ausgestattet das Cohen'sche Gutachten unbefangen liest, der muß dessen Ausführungen sich aneignen, muß namentlich anerkennen, daß ein hoher philosophischer Standpunkt den rechten Ueberblick über das vorwürfige weite Gebiet gewährt, die Orientirung auf dem großen „Meer des Talmud“ vorzüglich ermöglicht. Und in den Gesichtspunkten des Gutachtens, deren Begründung allerdings mehr angedeutet als ausgeführt wird, liegt nach unserer Ansicht sein über eine Gelegenheitsleistung weit hinausgehender bleibender Werth. Vielleicht entschließt sich der geehrte Herr Verf. den Gegenstand noch einmal in breiterer, volksthümlicher Weise zu behandeln; des wärmsten Dankes aller, die nach Wahrheit streben und die Errungenschaften der Humanität von einer wüsten Agitation bedroht glauben, kann er sicher sein.

Indem wir unsere Leser auf die Schrift selbst verweisen, wollen wir im Folgenden versuchen, ihrem Gedankengang nachzugehen. Die Grundform der monotheistischen Sittlichkeit ist die Nächstenliebe oder genauer die Liebe zu dem der Nationalität und dem Glauben nach Fremden. Der Gedanke, Gott liebt die Fremdlinge und das an Israel gerichtete Gebot, sie zu lieben, die an zahlreichen Stellen der heil. Schrift ihren Ausdruck finden, verbindet den Gedanken der Erwählung, mit dem der Beruf Israels anfängt mit dem Gedanken mit welchem der Beruf Israels abschließt, dem der messianischen Einheit des Menschengeschlechts. Beide Begriffe hat das Judenthum erfunden, nicht blos den einen. Wo der Talmud von diesem Grundsatz abzuweichen scheint, ist scharf zu scheiden zwischen positivem Recht (Halachah) und Sittenlehre, die einen Bestandtheil der Agada ausmacht. „Das Recht, wenn es noch so nachdrücklich als göttliches sich ausgiebt, hat seinen natürlichen Ursprung in den historischen Verhältnissen und ist so zugleich physei und wandelbar. Daher wird man in allem auch kirchlichen Rechte verwerfliche Menschensatzung erwarten, und so auch im Talmud dieselbe natürlich finden. Die Sittenlehre dagegen fordert und erwartet man überall in ihren Grundbegriffen rein und ungetrübt von den Hemmnissen der politisch = nationalen Vergangenheit.“ Demgemäß enthält denn auch der Talmud „fundamentale und maßgebende Sittensprüche, die an Zartheit des Gemüthsklangs und an Schärfe der Einsicht wie an Strenge des Urtheils zu dem Besten und Tiefsten in aller moralischen Litera-

tur gehören dürften." Da nun an vielen Stellen des Talmud die Tendenz klar zu Tage tritt, den Schwerpunkt des Gesetzes in die Sittenlehre zu verlegen, so ist damit ein Korrektiv gegen die Härten der Jurisprudenz gegeben. Neben verwerflichen juristischen, die Götzendiener betreffenden Sätzen findet man daher Stellen, die die weitestgehende Ehrlichkeit gegen Jedermann gebieten. Unter dem Ausdruck „Diebstahl der Meinung" (Genebath daath) verbietet der Talmud selbst harmlose conventionelle Komplimente. sofern sie auf Unwahrheit beruhen, und zwar mit dem ausdrücklichen Zusatz: auch dem Götzendiener gegenüber.

Doch das ist nicht Alles. Der Götzendiener, dem die talmudische Rechtslehre eine Ausnahmestellung anweist, ist der Heide, der die sittlichen Grundpfeiler jedes geordneten Staatswesens negirt, ist derjenige, der morden, rauben und Sodomiterei treiben will. Wer aber gewisse sittliche Fundamentalforderungen als berechtigt anerkennt und erfüllt, der ist ein „Sohn Noachs" und war als solcher im jüdischen Staate trotz seiner theokratischen Grundverhältnisse vollkommen mit den Gläubigen gleichgestellt. Er ist der im Kanon als „Fremdling" bezeichnete, über den es heißt: „Liebet den Fremdling, denn Fremdlinge waret ihr im Lande Mizraim" oder „Verflucht sei, wer das Recht des Fremdlings, des Waisen und der Wittwe beuget." Mit der Feststellung der Rechte der Noachiden erledigen sich aber alle von judenfeindlicher Seite dem Talmud und Talmudgläubigen über ihr Verhältniß zum Christenthum gemachten Vorwürfe und Instructionen. denn der Christ als solcher ist nach talmudischer Terminologie zwar ein Goj aber ein noachidischer Goj. Dieser Thatsache gegenüber hat der viermal im Talmud zitirte Satz: Das Staatsgesetz hat auch für den Juden verbindliche Kraft (dina demalchutha dina) nur die Bedeutung einer das staatsbürgerliche Verhalten des Israeliten in allen weiteren Punkten vorschreibenden Regel.

Wir schließen unser Referat mit der Bemerkung, daß das Cohen'sche Gutachten nicht blos durch seinen lichtvollen Inhalt, sondern auch durch die Mustergültigkeit seiner Sprache einen hohen geistigen Genuß gewährt.

Inland.

New York.

New York, im Juli 1888.

Der in unserem vorigen Briefe veröffentlichen Liste ausgezeichneter jüdischer Schüler der öffentlichen Schulen, lassen wir jetzt die Namen der ebenfalls ausgezeichneten Schülerinnen folgen: Bei der Schlußfeier im Normal College erhielten Ehrendiplome: Frl. Juliette Hirsch, Lena Oppenheimer, Maud Frank, Valerie Frankel, Nina Crommelin. Es wurden nur elf solcher Diplome ertheilt. Frl. Juliette Hirsch erhielt eine Goldmedaille für Latein, den ersten Preis für Französisch, bestehend in einer werthvollen goldenen Uhr und die Kane Goldmedaille für Phraseologie; den zweiten Preis für Französisch, $40.00 in Gold, erhielt Frl. Lena Oppenheimer; der de Witt Seligman Preis für Englische Literatur, $40.00 in Gold, wurde von Frl. Maud Frank davongetragen.

Den höchsten Prozentsatz zur Aufnahme ins Normal College von 1000 Schülerinnen, welche das Examen durchmachten, erhielt Frl. Clara Aub, welche ebenfalls den höchsten Prozentsatz in ihrer Schule erreichte, wofür dieselbe mit zwei schönen Medaillen belohnt wurde. Frl. Clara Aub hat das 14. Jahr kaum überschritten, ist in Deutschland geboren und eine Enkelin des weiland berühmten Rabbiners Aub in München.

Der Schlußaktus und die Prüfung, welche in der Anstalt der „Hebrew Sheltering Guardian Society" unter den üblichen Ceremonien abgehalten wurde, hatte trotz der Hitze eine zahlreiche Zuhörerschaft angelockt. Die Präsidentin, Frau Ph. J. Joachimsen; die Vice-Präsidentin, Frau M. Lauterbach; die Schatzmeisterin, Frau Dr. Teller; Frau Leppmann, die Senior-Direktorin, sowie die Herren Exrichter Joachimsen, Morris Goodhart, J. Rosenfeld u. A. machten, wie gewöhnlich, die Honneurs Von den graduirenden Schülern und Schülerinnen erhielten die folgenden nach einer jedesmaligen kurzen Ansprache des Herrn Joachimsen Auszeichnungen: Pinkus Spiro, eine elegante Werkzeugkiste aus Wallnußholz, welche die „Patrik Tool Chest Co." zum Geschenk gemacht hatte, und Samuel Levy, eine Kiste mit mathematischen Instrumenten, welche vom County-Clerk James A. Flack kam. Beide Knaben absolvirten die Grammarschule mit Auszeichnung und werden von nun ab das „College der Stadt New York" besuchen. Morris Dressel erhielt eine von Frau Heymann gestiftete Goldfeder nebst Etui. Bücher erhielten Jakob Meyer, Morris Deich, Samuel Rubenstein, Max Pasch, Jakob Rosenblum, Abraham Friedner, Wm. Kandel und Moses Levy. — Von den Mädchen erhielten Jennie Balдinger die silberne „Lehmann Memorial"-Medaille und Rachel Fleischauer die Instituts-Medaille. Außerdem wurden noch Sarah Benzebach, Dora Silverman, Julia Muskat, Clementine Levy, Sarah M skowitz uud Olga Geschiater durch allerliebste nützliche Geschenke ausgezeichnet.

Aus dem Jahresbericht des Sanitariums für arme jüdische Kinder geht hervor, daß im vergangenen Sommer von der Gesellschaft acht Wasserexcursionen veranstaltet wurden, an welchen 4732 Säuglinge und 3631 kranke Kinder unter der Obhut von 2737 Müttern theilnahmen. Die Gesellschaft wird auch diesen Sommer ihre Thätigkeit wieder aufnehmen.

"It never rains but it pours;" schon wieder haben wir von der Bildung eines neuen Gemeinde in Harlem zu berichten; nämlich fast sämmtliche Mitglieder der früheren Gemeinde „Mount Sinai" in Harlem haben eine neue Gemeinde unter dem Namen „Mount Zion Kongregation" gebildet, und die große Halle Ecke 106. Str. und 3. Ave. für ihren Gottesdienst erworben. Rev. D. Lustig fungirt als Prediger und Rev. S. E. Destillator als Kantor. Eine Religionsschule ist bereits organisirt und wird auch während des Sommers in obiger Halle jeden Sonntag von 9 bis 12 für den Religionsunterricht offen sein.

Was unsere armen jüdischen Mitbürger von der Sonntagshatz und dem heiligen Eifer unserer Polizei auszustehen haben ist aus folgenden Zeitungsberichten ersichtlich: Polizist Germann vom 12. Bezirk beschuldigte gestern im Essex Market-Polizeigericht den in No. 9 Pitt Straße wohnhaften Harris Goldstein des Verkaufs von Feuerwerkskörpern, ohne im Besitz eines „Permits" zu sein. Goldstein, ein von der Last der Jahre gebeugter Israelit, versicherte dem Richter, daß er Sonntag Morgen dabei beschäftigt gewesen war, einige Dutzend „Firecrackers," die schon seit Jahren bei ihm gelagert, im Schaufenster auszubieten, als Germann in Civilkleidung bei ihm eintrat und die Dinger zu kaufen wünschte. Sehr erfreut darüber, den Plunder endlich loswerden zu können, hatte Goldstein dem Kunden den ganzen Vorrath um 20Cents verkauft, worauf der verkappte Polizist ihn beim Kragen genommen und verhaftet hatte. Mit der Bitte, doch nur dies eine Mal Gnade für Recht ergehen zu lassen, schloß Goldstein seine Tirade. Der Kadi aber blieb unerbittlich und stellte den Gesetzesfrevler für den Proceß unter $100 Bürgschaft

Polizist Baker von der Eldridgestraße Station ging letzten Sonntag in den Schneiderladen Moritz Simonsky's 60 Hester Str., und bat Moritz, ihm doch ein paar Knöpfe an den Rock zu nähen, da er nach Coney Island gehen und doch ein respektables Aussehen haben wollte. Nachdem der Schneider die Arbeit ahnungslos beendigt, packte der undankbarer Polizist ihn beim Arm und erklärte ihn für seinen Gefangenen, weil er das Sonntagsgesetz übertreten. Es blieb Simonsky nichts anderes übrig, als diese Zierde der „Feinsten" zu Richter Ford im Essex Market-Polizeigericht zu begleiten. Se. Ehren stellte den angeblichen „Sabbathschänder" unter $100 Bürgschaft. Nobid.

Philadelphia.

Die Feier des 112. Jahrestags der Unabhängigkeits-Erklärung war in diesem Jahre eine allgemeine und äußerst lebhafte, nicht zu sagen geräuschvolle. Wetter und Polizei waren günstig; Beide waren milde. Die bestehende Verordnung gegen das Abbrennen von Feuerwerkskörpern blieb ein todter Buchstabe, Unsere sonst so gestrenge die öffentliche Moral ängstlich überwachende Polizei wollte sich, wie es scheint, populär machen und ließ dem „brennenden Patriotismus" von Jung und Alt freien Lauf. Der Polizeichef hatte seine Untergebenen wohlweislich vorher der Nothwendigkeit eines Berichtes für diesen Tag enthoben. Wir lesen daher nur so beiläufig von den sechzehn Feuersbrünsten und von den sonstigen Unglücksfällen an Leib und Leben, die zum geringsten Theil in die Oeffentlichkeit gedrungen sind. Es sind uns aus unserer nächsten Nachbarschaft zwei Fälle bekannt, in denen Knaben durch das Explodiren von Feuerkörpern wahrscheinlich vollständig erblinden werden. Derartige Fälle werden aus allen Stadttheilen berichtet. Doch kann und darf man sich im Allgemeinen nicht beklagen. Man hatte seinen „Fun" und das Fest-Komite, an dessen Spitze Herr John Wanamaker stand, hatte sich die größte Mühe gegeben, dem souverainen Volke durch Paraden, Feuerwerk, Kanonendonner, Glockengeläute 2c 2c. einen „würdigen" Geburtstag zu bereiten.

Ohne eine, dem Charakter dieses Blattes nicht entsprechende, politische Abhandlung hier schreiben zu wollen, können wir doch nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit einige allgemeine Bemerkungen über die Art und Weise zu machen, wie die Feier der Unabhängigkeits-Erklärung alljährlich begangen wird, bezüglich über die Feier nationaler Feste überhaupt.

Daß unsere Zeit nicht auf der Höhe des Gedankens steht, der die Väter der Republik zum Kampfe für die heiligsten Menschenrechte begeisterte, der sie ihr Gut und Blut der Durchführung der von ihnen zum menschen- und völkerwürdigen Dasein als unerläßlich erkannten Bedingungen einsetzen ließ, ist eine allgemein anerkannte Thatsache, die folglich keines weiteren Beweises bedarf. Die dem Materiellen überwiegend zugeneigte Richtung unserer Zeit und besonders unseres Landes, erzeugt jene egoistische Gesinnung, die dem Idealen, mag es nationaler oder religiöser Natur sein, abhold ist. Ideales Streben einigt, materieller Egoismus trennt. Ersteres erzeugt Opferwilligkeit für die allgemeine Sache; erweitert den geistigen Horizont; erwärmt das Herz; kräftigt die Hand zu aufopfernder That. Die Selbstsucht sorgt und arbeitet, wie es eben in ihrem Wesen liegt, nur für sich selbst. Der beschränkte Kreis ihres eigenen Ich's ist ihr die Welt. Wenn sie wohl fühlt, kümmert sie sich wenig um das Wer Anderer. Sie lebt in der Gegenwart; ihr Refrain ist: „Nach uns mag die Sintfluth kommen!" Ueber diesen Egoismus klagen schon die alten Propheten: „Jeder folgt seiner Selbstsucht!" Diese Selbstsucht, dieser Mangel an höherem, idealen Streben hat das sittliche Verderben des Einzelnen zur Folge und an ihr gingen und gehen Nationen zu Grunde!

Allerdings giebt es in dem Leben der Völker, wie in dem des Einzelnen, Momente, wo die Wellen der Begeisterung für die höheren Güter der Menschheit, für Freiheit, Gleichheit, Recht und Wahrheit außergewöhnlich hoch gehen, so daß sie selbst auch die sonst Gleichgültigen und Kalten mit sich fortreißen. Jeder, der die Bewegung der 48er Jahre; des letzten deutsch-französischen Krieges, oder des Krieges zur Befreiung der südlichen Sklaven in diesem Lande mit erlebt hat, wird sich erinnern, wie ansteckend, im guten Sinne, die zu Tage tretenden und auszukämpfenden Ideen jener geschichtlichen Epochen wirkten; wie durch einen elektrischen Funken das Feuer der Begeisterung entzündend in jeder Brust. Auf dieser Höhe der Idee vermag sich das öffentliche Leben nicht zu erhalten. Nach dem Kampfe läßt die Begeisterung nach; an Stelle des erregten, warmen Gefühls macht der nüchterne Verstand wieder seine Rechte geltend. Die Krisis ist vorüber; das Leben geht wieder seinen gewöhnlichen, prosaischen Gang. Die Reaktion ist die, und Manchem erscheint es als wäre nichts, gar nichts erreicht, und alle Opfer vergeblich gebracht. Ist dem wirklich so? Ist die Idee, für die wir, der Einzelne, ein gesammtes Volk, ja die ganze civilisirte Menschheit sich begeisterte, für deren Verwirklichung so Viele kämpften und ihr Leben hingaben, im Geräusche und Tumult des Kampfes abhanden gekommen? Hat sie sich nicht theilweise schon verwirklicht oder, nachdem die Saat der Idee in die Geister und Herzen der Mehrzahl gestreut, wird der von dem Blute der Söhne des Volkes gedüngte Boden sie allmählig zum gedeihlichen Wachsthum fördern, und wenigstens mit der Zeit die erwünschte Frucht erzeugen! Wer daran zweifelt, der gehe nur in der Geschichte z. B. Deutschlands bis auf vor vierzig Jahre zurück. Wie Vieles, was man vor jener Zeit für ein Phantom hielt, ist inzwischen zur Wirklichkeit geworden! Wie Vieles auf der andern Seite, was man für unbesiegbar hielt, hat die bessere Zeit längst zu Grabe getragen!

„Die Geschichte der Menschheit" sagt Ludwig Feuerbach; „besteht in fortwährender Ueberwindung von Schranken; Schranken, die immer der vorhergehenden Zeit für Schranken der Menschheit und darum für absolute, unübersteigliche galten. Die Zukunft enthüllt aber immer, daß die angeblichen Schranken der Gattung nur Schranken der Individuen waren!"

Jene großen, weltgeschichtlichen Ideen, welche nationalen Festen zu Grunde liegen, festzuhalten; die Lebenden für dieselben zu erwärmen; sie in Geist und Gemüth der Jugend einzuführen, um sie zu befähigen, darauf später weiter zu bauen; eine ganze Nation zu vereinigen in dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit für gemeinschaftliche, höhere Zwecke; in dem Gedanken, daß sie sein wollen „ein Volk von Brüdern, in keiner Noth sich trennen und Gefahr!" — Das ist die Bedeutung und der Zweck der Feier nationaler Feste! Sie bilden gleichsam die Lichtpunkte in dem Leben der Völker, und vermögen, richtig begangen, dieselben vor vollständi-

ger Verflachuug und Versinnlichung zu bewahren.

Wie diese Feste zu feiern? „Frage die Alten, sie werden es Dich lehren!" An der Feier ihrer religiös-nationalen Feste betheiligten sich bei unseren Vorfahren, als sie noch im Besitze ihres Landes waren, das ganze Volk. Drei Mal im Jahre. In großer Prozession wurde das Beste von dem Ertrage der Ernte, unter Vorauštritt der Priester und Leviten, unter Musik und Gesang, nach Jerusalem in den Tempel gebracht, um damit Gott, dem Geber alles Guten, Dank zu opfern." Und Jeder freute sich, und genoß die ihm von Gott verliehenen Gaben mit seinen Hausgenossen, mit den Leviten, mit dem Dürftigen, mit den Waisen und der Wittwe." So trugen bei den alten Griechen, die olympischen, pythischen und ähnliche nationale Festspiele, an denen die besten Leistungen in Kunst und Wissenschaft, sowie in körperlicher Fertigkeit dem Urtheil des gesammten Volkes vorgeführt wurden, eben so sehr zu der großen, noch heute mustergültigen Bildung des griechischen Volkes bei, als sie Mittel waren, das Gefühl hellenischer Zusammengehörigkeit lebendig zu erhalten und zu stärken. Als ein Beispiel, wie die Art der Feier von Volksfesten den sittlichen und geistigen Standpunkt eines Volkes kennzeichnen, führen wir die Römer an, deren innerer Verfall, trotz äußerer Größe und Macht in dem Rufe der Masse des Volkes, der Plebejer, nach „panem et circenses" „Brod und Spiele", sich zeigt. Die Patrizier, um die Masse zu befriedigen und sie ihr Elend vergessen zu machen, gaben ihnen öffentliche Lustbarkeiten roher und sinnlicher Art: Thier- und Menschenkämpfe!

Hat eine Nation keine Neigung oder keine Befähigung zur würdigen Feier ihrer Feste, so ist dies ein Beweis, daß das ideale Leben schwach in ihr, daß die Masse des Volkez des großen geschichtlichen Ereignisses sich nicht bewußt ist, das gefeiert werden soll, daß ihr der gemeinschaftliche, einigende Gedanke, sowie diejenige Gesinnung fehlt, die zur erhebenden Feier einer großen, geschichtlichen Idee erforderlich sind!

Die Nutzanwendung des Gesagten auf unsere öffentlichen Zustände mag sich der geneigte Leser gefälligst selbst machen.

Herr David Klein ist heute von hier abgereist, um der am Sonntag, 8. ds., in Cleveland, O., stattfindenden Versammlung des Exekutiv-Board der U. A. H. Cong. beizuwohnen. Herr Klein wird nach Schluß derselben in Begleitung seiner Tochter eine Erholungsreise von einigen Wochen im Westen machen.

Sonntag, d. 8. dss., wird dahier eine Versammlung des Exekutiv-Comite der „Jewish Publication Society" zur Berathung wichtiger, die demnächstige Thätigkeit der neuen Gesellschaft betreffende Angelegenheiten, stattfinden.

Die Herren Kantoren Rev. Wm. Armhold und Rev. S. Kaufmann sind von ihrem Ausflug zum Sommerfeste in Baltimore wohlbehalten wieder zurückgekehrt. Rev. Armhold hatte vorher in Begleitung seines freundlichen Gastgebers, Herrn Rev. Freudenthal, Superintendent der dortigen Waisenanstalt, einen kurzen Abstecher nach der Bundeshauptstadt Washington gemacht.

Bei der Festlichkeit zur Begrüßung des von Baltimore mit einem Preise erster Klasse zurückkehrenden Männerchors wurde dem Dirigenten des Vereins, Herrn Prof. Sam. Herrmann von den Damen des Vereins in Anerkennung seiner Verdienste um denselben gestern Abend eine prachtvolle Blumen-Lyra überreicht. Dies ist die zweite derartige Preis-Zuerkennung, welche der „Männerchor" durch seine Leistungen gegenüber bedeutenden Mitbewerbern unter der unermüdlichen Direktion des Herrn Herrmann sich errungen hat. Ohne Zweifel hat diesmal die Mitwirkung der beiden oben genannten „Gottessänger" zu dem gehabten Erfolg nicht unwesentlich beigetragen.

Der soeben erschienene elfte Jahrgang des „Illustrirtes Jahrbuch für Israeliten" „Illustrated Hebrew Almanac", herausgegeben von den Herren S. Funk (133 E. 93 St. N. Y.) und Rev. W. Armhold (1444 Franklin St., Phila.) zeichnet sich schon durch seine elegante, äußere Ausstattung, sowie durch zahlreiche künstlerische Illustrationen vor seinen Vorgängern vortheilhaft aus. Interessante Erzählungen und sonstige lesenswerthe Mittheilungen in Englisch und Deutsch werden etwaige Käufer für die Auslage des geringen Kostenpreises von 25 Cents reichlich entschädigen. Schlechte Witze oder alte „Meidinger" enthält der Almanach nicht.

Philadelphia, den 6. Juli 1888.

Philemon.

Ausland.

Deutschland. Berlin. Der am 17. Oktober 1886 hierselbst verstorbene brasilianische Generalconsul Joseph Behrend hat sein gesammtes, nach Abzug mehrerer Legate noch etwa 780,000 Mark betragendes Vermögen der Stadt Berlin zur Errichtung einer Stiftung vermacht, die den Zweck hat, „unversorgten und unbescholtenen Töchtern gebildeten Standes, deren Einkommen zu einem anständigen Unterhalt nicht ausreicht, eine jährliche Rente zu gewähren." Bei der Verleihung der Rente macht die Confession keinen Unterschied, die Empfängerin muß aber vaterlos, unverheirathet und in Berlin wohnhaft sein, und das fünfundzwanzigste Lebensjahr erreicht haben. Jede Rente beträgt zunächst 900 Mk. jährlich und wird auf Lebenszeit gewährt.

— Die Gemeinde „B'ne B'rith" hat Herrn Dr. Ph. Kroner-Brandenburg zum Rabbiner berufen und Letzterer die Berufung angenommen. (Isr. W.-Sch.)

Berlin. Die Zöglinge der hiesigen Lehranstalt für die Wissenschaft des Judenthums werden vom 16. d. M. an jeden Sonnabend beim Minchagottesdienst Uebungsvorträge halten. Man hofft dadurch größere Betheiligung beim Nachmittagsgottesdienste zu erzielen.—(Das geschieht in Cincinnati seit Jahren, aber nicht des Publikums, sondern der Studenten halber.—„Deb.")

Frankreich. Paris. Bei Eduard Andree wurde während eines Festes am 12. Mai unter anderen musikalischen Aufführungen eine Composition des Prinzen von Polignac: „Der Gesang des Chasen" ausgeführt.

Versailles. Die von Hrn. Louis Taub gestiftete Orgel hat am letzten Wochenfeste zum ersten Male ihre herrlichen Töne zur Hebung des Gottesdienstes ertönen lassen. Die Einweihung wurde durch Herrn Rabbiner Levy aus Paris vollzogen.

Metz. Das Judenthum Lothringens hat einen großen Verlust erlitten. Der Nestor unserer Gemeinde, Präsident des Consistoriums, Louis Morhange, hat sein langes thatenreiches Leben beschlossen. L. Morhange gehörte einer alten Lehrerfamilie an. Er war einer der ersten Lehrer am Metzer Rabbiner-Seminar, und unter Vielen zählte er den Grand Rabbin Isidore zu seinen Schülern. Im Jahre 1870 war er seit langen Jahren Sekretair des Consistoriums, und er war durch seine Sachkenntniß wie durch sein theologisches Wissen der Berufenste, die Reorganisation des Kultus unter dem deutschen Regime in die Hand zu nehmen. Obgleich schon ein Greis von 70 Jahren und von schwächlicher Constitution, machte er sich mit Eifer an die Arbeit. Sein französischer Patriotismus zog ihn zur Protest-Partei, von der er auch in den Munizipalrath wiederholt gewählt wurde. Dennoch stand er in bester Beziehung zu den deutschen Behörden, die seine Thätigkeit für die Kultusverhältnisse mit anerkennenswerther Objectivität beurtheilten. Während eines rabbinischen Interregnums versah der ehrwürdige Greis neben den Präsidialgeschäften des Consistoriums auch das Rabbinat. Das Andenken des Verewigten wird im Judenthume Lothringens nie verblassen.

Paris. Herr Armand Heyne hat der philanthropischen Gesellschaft zu Paris die Summe von 600,000 Frs., welche zum Bau von Arbeiterwohnungen verwendet werden sollen, testamentarisch vermacht. Sobald der Miethszins sich zu einer gewissen Summe angesammelt haben wird, soll auch diese zu demselben Zwecke verwendet werden. Dieses Beispiel verdient Nachahmung.

Paris. Eine neue philanthropische Anstalt wird bald hierselbst eröffnet werden: ein Rettungshaus für Knaben. Die Idee ist vor wenigen Monaten von unserem Grand Rabbi entworfen worden und hatte die Energie desselben in kurzer Zeit 400,000 Frs. für die Verwirklichung derselben zusammengebracht. Für Mädchen besteht bereits ein solches, und mit der neuen Anstalt wird der Kreis der Wohlthätigkeits-Institute der Pariser israelitischen Gemeinde complet.

(Isr. W. Sch)

Paris, 11. Juni. Während man in gewissen Ländern wie besessen gegen die jüdische Einwanderung eifert, wird dieselbe in Frankreich auf jede Weise erleichtert und befürwortet. Neben dem berühmten Akademiker Maxime du Camp ist es besonders der ausgezeichnete Kliniker Prof. Hardy, einer der hervorragendsten Vertreter der medizinischen Wissenschaft in Frankreich, welcher immer wieder seine gewichtige Stimme dafür erhebt. Kürzlich veröffentlichte derselbe eine Studie über „französische Bevölkerungsstatistik," in welcher er mit der traurigen Thatsache beginnt, daß die Einwohnerzahl Frankreichs infolge der wenig zahlreichen Geburten immer mehr zurückgehe. Um ein Gegengewicht zu finden, um die großen Lücken auszufüllen, welche dadurch innerhalb der Bevölkerung entstehen, hält er es für dringend geboten, eine möglichst große Zahl israelitischer Einwohner ins Land zu ziehen. Er schreibt: „Die jüdische Immigration wird uns aus zwei verschiedenen Gründen zum Segen gereichen, einmal weil die Israeliten überaus fruchtbar sind, andererseits weil sie durch ihr musterhaftes Familienleben manchen Eingebornen ebenfalls anspornen werden, dasselbe nachzuahmen. Dazu kommt noch, daß die Juden stets gute Bürger sind."—Unser Glaubensgenosse General Wolf ist in eine höhere militärische Rangstellung befördert worden. Seit dem 1. Juni gehört er direkt dem großen Generalstabe an, und im Fall eines Krieges dürfte die Oberleitung des Großen Generalstabes wahrscheinlich in seine bewährte Hand gelegt werden. Wie von anderer Seite verlautet, wird auch General Levy demnächst in eine sehr einflußreiche Stellung berufen werden.

(Jüd. Pr.)

Afrika. Oudodshorn. Ende Januar fand am hiesigen Orte ein für die Juden Süd-Afrikas hochwichtiges Ereigniß statt, die Grundsteinlegung zu einer Synagoge. Nachdem sich vor einiger Zeit ein Komitee gebildet hatte, dessen Zweck die Sammlung der zu einem Synagogenbau nöthigen Mittel war, gelangte man in verhältnißmäßig kurzer Zeit dazu, den Termin zur Grundsteinlegung festzusetzen, und die erhebende Zeremonie ging nun gestern vor sich. Alle Klassen der Bevölkerung, alle Glaubensbekenntnisse, alle in der Kolonie vertretenen Nationalitäten haben beigesteuert, der wunderbarste Fall ereignete sich aber darin, daß das Komitee seine Hauptstütze in einem Christen fand, dem Herrn Chas. B. Black, welcher das Amt des Ehren-Sekretärs bekleidete und unermüdlich thätig war. (Jüd. Presse.)

Oesterreich - Ungarn. Proßnitz. Das am 30. v. M. stattgehabte Leichenbegängniß des Herrn Hirsch Schrenzl, k. k. Oberwundarzt und Gemeindewundarzt, war eine imposante Kundgebung der allgemeinen Theilnahme und Sympathie, welche sich der Entschlafene ob seines braven, biedern Charakters in hohem Grade erworben. Das gesammte k. k. Officierscorps, darunter der Graf Nostiz und die beiden Majore von Ente und Clam, der Veteranen-Verein mit seiner Musikcapelle, die israelitische Gemeinde-Repräsentanz, alle Aerzte und Apotheker, der Lehrkörper der israel. Schule, sowie eine große Anzahl von Freunden und Bekannten gaben dem Verstorbenen das letzte Geleite. Am offenen Grabe schilderte Herr Rabbiner Dr. Hoff in ergreifenden Worten die Verdienste des Verblichenen, und tief bewegt verließen die Leidtragenden die Ruhestätte des Ehrenmannes. — Friede seiner Asche!

(Isr. W.-Sch.)

Wien. Der im Rothschildspital verstorbene Privatier Karl Taussig hat kurz vor seinem Tode die interkonfessionellen Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt Wien bedacht, indem er zu diesem Zwecke in seinem Testamente die Kommune Wien zur Erbin seines sich auf 82,000 fl. belaufenden Vermögens einsetzte. Taussig, der im Alter von 52 Jahren starb, betrieb bis vor einem Jahre einen ausgedehnten Holzhandel und hatte auf dem Holzplatze unweit des Staatsbahnhofes stets ein großes Lager. Im Herbste vorigen Jahres löste er jedoch wegen Kränklichkeit sein Geschäft auf und zog sich ins Privatleben zurück. Seiner Schwester, einer nothleidenden Wittwe mit mehreren Kindern, hat Taussig keinen Kreuzer hinterlassen.

Wien. Fräul. Marianne v. Gutmann, Tochter des Großindustriellen Wilh. Ritter v. Gutmann und der Frau Ida v. Gutmann, geb. Baronin v Wodianer, hat sich mit Sir Francis Montefiore, Großneffen des bekannten verstorbenen Philanthropen Sir Moses Montefiore verlobt.

Italien. Florenz, 4. Juni. Vorigen Freitag fand in der hiesigen Synagoge ein Bittgottesdienst für den schwer erkrankten Don Pedro Kaiser von Brasilien statt. — Die Königin von England hat unsere Glaubensgenossen Cav. Franchetti und Philippson, welche ihr als Führer bei der Besichtigung der Synagoge gedient, mit Ordensauszeichnungen bedacht.

— Ein ultramontanes Madrider Blatt hatte behauptet, die Crispi'sche Intervention zu Gunsten der marokkanischen Juden, sei bei dem Madrider Cabinet auf „entschiedene Weigerung" gestoßen, und der Premierminister habe dem italienischen Botschafter erklärt, diese Angelegenheit gehe Spanien als eine interne marokkanische Frage nichts an. Dem gegenüber beeilt sich „l'Epoca", das Organ des spanischen Minister-Präsidenten, diese Nachricht ganz entschieden als tendenziös erfunden zu dementiren. Wie das Blatt berichtet, steht Spanien der italienischen Anregung, die bis jetzt nur vertraulich erfolgt ist, sehr wohlwollend gegenüber.

Rom, 10. Juni. Eine sehr beachtenswerthe Studie aus der Feder des berühmten Nationalökonomen Luzzati enthält die „Rivista internazionale," welche in sehr treffender Weise den internationalen Antisemitismus und seinen Einfluß auf die allgemeine Lage behandelt. Es heißt dort: „Nunmehr darf man konstatiren, daß der von langer Hand gegen Israel organisirte Sturm abgeschlagen ist. Die antisemitische Lawine, die Alles zu vernichten drohte, was nicht judenfeindlich gesinnt ist, war eine Utopie, denn bis jetzt sind ihre Verheerungen noch nicht ernst zu nehmen. Selbst im heil. Rußland geht es mit ihr bergab, Dank der wachsenden Aufklärung, die auch jenseits der Weichsel ihren civilisatorischen Einfluß bethätigt. Was Deutschland anbelangt, so hat die Thronbesteigung Friedrich III. viele überschwängliche Hoffnungen zerstört. Auch dort krümmt sich der Wurm ohnmächtig am Boden. Oesterreich seinerseits hat durch die Verurtheilung Schönerers bewiesen, daß es diese Verhetzung absolut nicht billigt und daß es gesonnen ist, das von den Antisemiten verfochtene Faustrecht nicht aufkommen zu lassen. Frankreich endlich hat diese Bewegung nie ernst genommen und mit Recht darf es neben Italien stolz darauf sein, daß es sich davon niemals hat ernstlich inficiren lassen. Die Israeliten dürfen mithin aufathmen. Das neunzehnte Jahrhundert wird ihnen sicherlich nicht verhängnißvoll werden...."

— Wie hoch die Juden und die jüdische Wissenschaft in Italien von der Regierung geschätzt werden, erhellt zur Genüge aus folgender Statistik. An der Universität in Pisa wirken seit Jahren nicht weniger als acht jüdische Professoren; an der Hochschule in Rom giebt es 14 jüdische Lehrer; Neapel hat drei, Turin sieben, das „Istitute Superiore" in Florenz 8 und Bologna 9. Darunter genießen Viele den Ruf von Capazitäten ersten Ranges. Bei den jüngst erfolgten Auszeichnungen wurden wieder mehrere Glaubensgenossen bedacht. Durch Dekret vom 19. Mai ernannte der König die Herren Guiseppe Revere und Donati Cesare zu Rittern des Ordens Civile di Savoide (eine sehr seltene Auszeichnung). Ersterer ist Divisionschef im Unterrichtsministerium und identisch mit dem bekannten Poeten Don Revere; letzterer hat sich durch seine herrlichen Romane einen Namen gemacht und bekleidet ebenfalls eine hohe ministerielle Stellung. Ferner empfingen das Offizierkreuz der Corona d'Italia die Herren D. Cesare in Turin, Elia Levi und Norsa Lazzaro, Vicepräsidenten des Agrar-Verbandes in Mantua.

Palästina, Ende Mai. Vor ca. vier Jahren wurde hier eine öffentliche jüdische Bibliothek gegründet, welche nicht nur speciell hebräische Werke halachischen oder agadischen Inhalts, sondern auch sonstige Werke über jüdische Geschichte und Literatur in deutscher, französischer und englischer Sprache umfaßt. Natürlich hat sich derzeit ein heftiger Sturm erhoben, der in der bekannten Form zum Ausdruck kam; die Unternehmer haben sich aber durch die „Bannstrahlen" nicht einschüchtern lassen, sondern an dem Culturgedanken festgehalten. In den letzten Wochen ist dieses Institut, namentlich durch eine hervorragende Widmung des Herrn Dr. d'Arbella, neu organisirt und erweitert worden, und die an der Spitze stehenden Männer, darunter die Herren Rabb. Ch. Hirschensohn, A. M. Luncz, Ephr. Cohn, bürgen dafür, daß die Anstalt von segensreichster Wirksamkeit sein und zur Hebung der Cultur bei ungeschwächter, ja bei einer durch verständnißvolle Auffassung noch gesteigerten Religiösität beitragen wird.

Vermischtes.

Bei brennender Sonne und großer Hitze sollte man auch nicht den kleinsten Ausgang ohne eine leichte und am besten helle Kopfbedeckung machen, weil die Erfahrung lehrt, daß brennende, gerade auf's Haupt fallende Sonnenstrahlen den schleunigsten Tod herbeiführen können durch den sogenannten Sonnenstich. Dies sollten namentlich die Feldarbeiter bedenken, die oft selbst in der Mittagshitze in gebückter Stellung Arbeiten verrichten. Wir möchten uns auch hier gegen das jetzt so Mode gewordene gänzliche Abscheeren aller Kopfhaare in der Sommerzeit aussprechen. Das verletzt nicht nur das Schönheitsgefühl, sondern es beraubt den Kopf auch seines natürlichen Schutzes gegen Hitze und Erkältung. Es ist jedenfalls naturwidrig. Gesundh. Bote.

Excursionspreise.

Eine durchaus vollständige Liste von Rundreisepreisen für Touristen, bezw. für Fahrten nach westlichen Punkten für das Jahr 1888 ist soeben herausgegeben, wird unentgeltlich verabfolgt durch C. H. Warren, General-Passagier-Agent der St. Paul, Minneapolis und Manitoba R. R., St. Paul, Minn.

